Gegen den Strom.

Roman

von

Louise von Gall.

Zweiter Band.

Bremen,
Verlag von Franz Schlodtmann.
1851.

Inhalt.

III.

In Ungarn.

Erstes Kapitel.

Der Gang unserer Erzählung führt uns nach Ungarn, und Agnes von Stein, unsere frühere Bekannte, ist es, an deren Hand wir dieses wunderbare Land betreten. Ihr Vater war ihr schon dorthin vorausgeeilt, sie aber noch bei Freunden in Wien zurückgeblieben, um ihm, dem sorgsamsten aller Väter, Zeit zu gönnen, das Haus des neuangekauften Gutes zu ihrem Empfange herzurichten.

Die Freunde, unter deren Schutz sie noch in Wien geweilt, waren Mitglieder einer höchst liebenswürdigen ungarischen Familie, deren nähere Bekanntschaft ihr Vater bei Gelegenheit des Gutsankaufs gemacht, denn eben sie waren die früheren Besitzer desselben. Solche Kauf- und Verkaufsverhältnisse sind besonders geeignet, Menschenkenntnisse zu sammeln, weil, wo es das

Vermögen gilt, die meisten Menschen jede andere Rücksicht fallen lassen, der zu Liebe sie sonst die Schattenseiten ihres Characters zu verhüllen pflegen. Aus dieser Feuerprobe war aber die Familie Serenyi in ungetrübtem Glanze hervor gegangen, und Herr von Stein ließ mit Freuden sein Kind für einige Tage in ihrer Obhut.

Herr von Serenyi, der Vater, hatte Herrn von Stein begleitet, und seine beiden jüngsten Kinder, August und Elisabeth, waren mit Agnes zusammen geblieben. August war ein Mann von ungefähr fünf und zwanzig Jahren und Advocat, Elisabeth wohl nur etwas älter als Agnes, die in ihr die erste Freundin fand.

Die drei jungen Leute freuten sich nun, gemeinschaftlich die Reise anzutreten, und beschlossen, nur bis Preßburg am ersten Tage mit dem Dampfschiffe zu fahren und dann einen kleinen Abstecher nach Tyrnau zu machen, wo der älteste der Serenyi'schen Brüder — August hatte deren fünf — mit einer liebenswürdigen Frau verheirathet lebte; Agnes hatte ihm bei seiner Anwesenheit in Wien versprechen müssen, ihn auf der Reise nach ihrem Gute nicht links liegen lassen zu wollen.

Agnes verließ leichten Herzens die Kaiserstadt.

Vor dem Rothenthurmthor, auf der Leopoldstädter Brücke, stand sie noch einmal im Wagen auf und sah rückwärts nach der alterthümlichen Stadt, von der ihr ahnte, daß sie ihre Zinnen nie wieder erblicken werde!

„Sonderbar," sagte sie zu Herrn von Serenyi, „so alt dieses Wien ist, so macht mir doch all sein Leben und Treiben nur den Eindruck des Lebens und Treibens eines Kindes, und drum scheide ich auch ohne tieferes Interesse davon."

„Wohl Ihnen," sagte Herr von Serenyi bitter, „daß Sie nur diesen Eindruck empfangen! Ihnen kommt diese Sucht, in schalen Vergnügungen, jedes Gedankens beraubt, die Zeit zu tödten, nur als beschränkte kindliche Heiterkeit vor, wir Männer aber erblicken darin den geängstigten Seelenzustand eines schlechten Gewissens, das durch rauschende Lust das Bewußtsein seiner Laster und seiner Sünde zu betäuben strebt!"

„Das ist wieder so eine exaltirte, oder wie Sie mir ja selbst erlaubt es zu nennen, eine ungarische Ansicht. Wie kann man das Treiben von dreimalhunderttausend Menschen resumiren, indem man es mit den Zuckungen des schlechten Gewissens eines Einzelnen vergleicht! Für so summarisch grausam hätte ich sie nicht gehalten!"

„Sie mißverstehen mich, gnädiges Fräulein! Ich

wollte mit diesem Vergleiche nicht das Treiben der Individuen, sondern das sogenannte öffentliche Leben, dasjenige bezeichnen, was die kaiserlich königliche väterliche Regierung ihren folgsamen Kindern gestattet und angiebt!" — —

Es war die höchste Zeit zur Abfahrt, als die Freunde an Bord des Preßburger Dampfers eintrafen. Die Geschwister begrüßten schon auf der Landungsbrücke einen alten Bekannten, der mit ihnen reisen sollte, einen Landsmann, der, wie sie, aus der Gegend von Eperies stammte, aus dem Lande des feurigen Tokayers.

Agnes überflog mit raschem Blick ihre Reisegesellschaft auf dem Schiff und bemerkte außer ihren ungarischen Gefährten kein einziges anziehendes Gesicht. Herr von Serenyi machte sie spöttisch auf eine außerordentlich zahlreiche Judenfamilie aufmerksam, die wegen der peinlichen Verhältnisse für Leute ihres Glaubens nach Ungarn auswanderten. „Die kommen aus dem Regen in die Traufe," sagte er lächelnd; „in Wien da vergessen die Leute, wenn man ihnen viel Geld giebt, Alles, was man will, sogar daß man ein Jude ist. Wir Ungarn aber — wir vergessen nichts — der Preis müßte denn," setzte er sehr bitter hinzu, „ein Kammerherrnschlüssel oder der Sternkreuzorden sein — und

selbst die so Geköderten wagen nicht, ihr Vaterland wieder zu sehen, weil dessen Anblick alle alten Wunden aufreißen würde. Ein Ungar kann nur fern von Ungarn vergessen, daß er ein Ungar ist!"

„Und weil das ein so schmerzenbringendes Bewußtsein ist, drum leben so Viele von uns fern von ihrem Vaterlande," setzte sein Landsmann düster hinzu, „denn nicht ein Jeder liebt seinen Schmerz, obgleich dieser Schmerz um's Vaterland das Beste ist, was wir armen Ungarn haben!"

Agnes betrachtete mit Theilnahme die bleichen Züge der beiden Magyaren, in denen sich eben ein tiefer leidenschaftlicher Schmerz aussprach.

August Serenyi's Gesicht war sonst unbeweglich wie Marmor. Er und sein Freund gehörten zu den schweigsamen Menschen, die nur für eine Idee leben und nur, wenn diese angeregt wird, Theilnahme und Feuer beurkunden. Sie waren nur Patrioten, alles Uebrige lag ihnen fern, und jede andere Thätigkeit war bei ihnen nur eine Folge ihres Pflichtgefühls.

Zwei sehr unbedeutend aussehende Passagiere waren den beiden Ungarn besonders ein Dorn im Auge; zwei Männer mit glattrasirten Gesichtern und zugeknöpften Oberröcken. Sie wurden Agnes als zwei Spione bezeichnet, die unausbleibliche Zugabe jedes

nach Ungarn segelnden Bootes. Agnes lachte über diese Voraussetzung, aber als das Schiff ungefähr eine Stunde lang gefahren und man die schwarz gelbe Fahne am Spiegel herunter riß, um sie mit der grün-roth-weißen ungarischen zu vertauschen, weil man die Grenze passirt, gewahrte sie auch eine auffallende Veränderung im Benehmen der beiden Männer. Sie setzten sich ängstlich in eine Ecke, während die Ungarn sich als die Herren des Schiffes geberdeten. Diese brachten dem Vaterland ein donnerndes Eljen und sogen mit begeisterten Zügen die bessere und freiere Luft ein, von der sie behaupteten, daß stärkendes Leben in ihr enthalten im Vergleich zu der versumpften Luft des eingepferchten Oesterreichs.

Allerdings ist es wahr, daß unter keinem Himmelsstriche der Welt so nahe zusammen eine solche Verschiedenheit zu finden ist, wie dies- und jenseits der österreichisch-ungarischen Grenze, man mag nun das Land oder die Menschen und ihre Sitten ins Auge fassen!

In Oesterreich, das fleißig und mühsam bis in jedes Winkelchen bebaute, mit Obstbäumen und Blumenbeeten geschmückte Land, in Ungarn die fruchtbaren, aber meilenweit brach liegenden Strecken ohne Obstcultur, ohne Blumenzier! Diesseits die rührigen, untersetzten, runden, geschwätzigen und geputzten Men-

schen mit dem lachenden, starklippigen Munde und den begehrlichen blauen Augen; jenseits die schlanken, ernsten Gestalten mit den feinen, schmalen, dunklen Gesichtern, in denen nur die düster glühenden schwarzen Augen Leben verrathen. Sie lachen nicht, sie reden nicht. Das Treiben der Fremden scheint ihrem feinen Munde nur ein spöttisches Lächeln zu entlocken — was scheint ihnen überhaupt im Leben Werth zu haben? Sie arbeiten nur so viel, wie sie brauchen, um es nothdürftig zu fristen; das weiße Fell, worin sie ihre hohen Gestalten hüllen, währt ja viele Jahre, und der schwarze Schlapphut wird ihnen erst lieb, wenn er vom langen Gebrauch geknickt ihnen über die düstern Augen fällt. Zu ihren Wohnungen genügen ihnen die strohbedeckten Lehmhütten mit ein paar Holzklötzen und einem an der Kette hängenden Kessel im Innern. Sie brauchen nicht diese bemalten österreichischen Bauernhäuser mit den runden Fensterscheiben — sie verschmähen diese lustigen Gärtchen davor!

Sowie es einzelne Personen giebt, denen ein tiefer Menschenkenner ansieht, daß ihnen nie ein glückliches Loos zu Theil werden wird, ebenso giebt es ganze der Trauer geweihte Völker; die schlechtesten sind das nicht, und die Magyaren sind ein solches Volk! Und dennoch, wie schön, wie anziehend ist dieses Ungarn mit sei-

nen kunstlosen Formen und seiner unüberwindlichen Melancholie!

Die vorstehenden Bemerkungen passen übrigens nur für das Landvolk, denn in den Städten sind, wie überall in der Welt, die scharfen Kanten durch den häufigen Verkehr mehr oder weniger abgeschliffen.

Noch vor Abend erreichten unsere Reisenden das malerische, von Hügeln umgebene Preßburg. Auf den Straßen wälzten sich ihnen Massen Volkes entgegen. „Was geht hier vor?" fragte Herr von Serenyi. „Der Zapfenstreich, wie jeden Abend," war die Antwort.

Oesterreichische Regimentsmusiken sind bekanntlich die besten der Welt, wie überhaupt die Musik die einzige Kunst ist, welche Oesterreichs Regierung unterstützt, und man könnte wohl eine politische Berechnung darin sehen, daß alle jene durch starke Garnisonen im Zaum gehaltenen Provinzen so vollständig besetzte Musiken erhalten. Bei den sensitiven, erregbaren Ungarn machen diese schönen Melodien vielleicht wirklich Proselyten! Wem fällt dabei nicht Göthe's Rattenfänger ein:

Und wären Knaben noch so trutzig,
Und wären Mädchen noch so stutzig,
In meine Saiten greif' ich ein,
Sie müssen alle hinterdrein.

Am andern Tage fuhr die Gesellschaft zu Wagen nach Tyrnau und wurde dort mit jener ungarischen Gastfreundschaft aufgenommen, die durch ihre umfassende Großartigkeit förmlich in Oesterreich als Sprichwort sich eingebürgert hat. Von dem Tage in Tyrnau behielt Agnes nur einen Eindruck, da das Städtchen selbst ihr wie ein deutsches Landstädtchen vorkam, den Eindruck eines ungarischen Tanzes, den sie am Abend beim Vorübergehen an einer Schenke durch die geöffneten Fenster ansah.

Ein Zigeuner spielte die Geige, und nach den originellen Tönen dieses einsamen Instrumentes tanzten mehrere Männer, den breitkrämpigen Hut auf dem Kopfe. Es war eigentlich nichts als Springen, denn wer der Decke des niederen Zimmers mit dem Kopfe am nächsten kam, erntete den meisten Beifall. Frauen waren keine zugegen, aber eine Menge von ihnen stand vor der Thüre auf der Straße und blickte sehnsüchtig durch die geöffneten Fenster, ob keiner der Herren der Welt sich bewogen fühlen werde, sie von draußen herein zum Tanze zu holen, wie es die Sitte verlangt; aber die armen Mädchen standen vergeblich in der dunklen Straße. Agnes bemerkte, daß hier die verschmähten Tänzerinnen eigentlich besser dran seien, wie auf unsern cultivirten Bällen, wo sie ihre unbegehrte Person

den Augen der boshaften Welt zeigen müssen, während sie sie hier im Düster der Nacht den spöttischen Augen entziehen konnten.

Da eine drückende Hitze herrschte und der Weg nach Gran, wo unser Kleeblatt das Dampfschiff besteigen wollte, nach Herrn von Serenyi's Versicherung nur durch Sandebenen führte, so wurde eine Nachtfahrt beschlossen und Tyrnau am Abende in einem bequemen Wagen verlassen.

Agnes fand den Weg so einförmig, traurig, schlecht und sandig, wie sie es gar nicht ihren patriotischen Gefährten auszusprechen wagte; nur Schritt vor Schritt kamen die armen Pferde im tiefen, trostlosen Sande vorwärts. Nach einigen Stunden solcher Fahrt konnte das lebhafte Mädchen es nicht mehr aushalten; da ihre beiden Gefährten zu schlafen schienen, so beschloß sie, leise auszusteigen und eine Strecke zu Fuß zu gehen. Als sie aber den Schlag öffnete, erwachte ihr Begleiter und fragte dienstfertig, ob sie aussteigen wolle. Agnes schämte sich zwar ihrer nervösen Ungeduld, aber sie gestand sie dennoch, indem sie lächelnd sagte: „Mir ist, als verginge ich, wenn ich noch *eine* Viertelstunde diese langsame Marter ertrüge; mir fehlt ganz und gar der passive Muth, das, was man im gewöhnlichen Leben Geduld im Leiden nennt!"

„Aber was wollen Sie thun?“ fragte Herr von Serenyi, und der Mondstrahl beleuchtete voll sein ruhiges, kaltes, nur etwas verwundertes Gesicht.

„Ich will eine Strecke zu Fuß gehen.“

Statt aller Antwort ließ Herr von Serenyi seine Uhr repetiren; es schlug Mitternacht.

Agnes sagte auch nichts, aber sie öffnete den Schlag.

„Sehen Sie auch, mein gnädiges Fräulein, daß der Sand kniehoch liegt und Sie bei jedem Schritte einsinken werden?“

„Ich sehe es.“

Herr von Serenyi sagte jetzt gar nichts mehr, aber er stieg hinter Agnes aus und bot ihr den Arm, den sie durchaus nicht annehmen wollte. Er ließ sich aber nicht abweisen, sondern ging ohne zu reden ruhig neben ihr her. Zuletzt nahm sie auch seinen Arm, da sie wirklich zuweilen so tief einsank, daß sie Mühe hatte, die Füße aus dem Sande herauszuziehen. Als Herr von Serenyi sah, daß sie sich nicht abschrecken ließ, fand er sich auch in die Sache mit seinem gewöhnlichen kalten Gleichmuth, und da sie in ihrer lebhaften, anregenden Weise einige Fragen über eine Reise in der Türkei, von der ihr seine Schwester erzählt, an ihn richtete, begann er ihr darüber in kur-

zen, gedrängten, aber anziehenden Schilderungen zu berichten.

Sie waren im Gespräche doch rascher als der Wagen vorwärts gekommen, und Agnes bemerkte plötzlich zu ihrem Schrecken, daß sie das Knarren der Räder, worin ihre schlafende Freundin sich befand, nicht mehr vernahm.

Die Beiden standen still — es war nichts zu hören, nichts zu sehen!

„Mein Gott,“ sagte Agnes erschrocken, „wir haben doch am Ende nicht in dieser Sandwüste einen falschen Weg eingeschlagen?“ —

„Das wäre möglich,“ versetzte ruhig, wie immer, Herr von Serenyi.

„Das wäre ja schrecklich,“ jammerte Agnes, „wir sind ja wie in der Sahara!“

August Serenyi antwortete nicht, auch auf seinem Gesichte war nichts zu lesen — ein sehr aufmerksamer Beobachter dieser kalten Züge würde aber vielleicht in den Augenwinkeln einen ganz kleinen Zug von Schadenfreude entdeckt haben.

Agnes stand still und hielt den Athem an — kein anderer Ton, als das Rauschen einiger über die Beiden dahinfliegenden Nachtvögel! Ruhig und still lag die unermeßliche Ebene im Mondschein vor ihnen,

einzelne Sandhöhen ließen sie Agnes wie einen großen Kirchhof erscheinen. Sie schlug Herrn von Serenyi vor, er möge zurückgehen, da der Wagen unmöglich weit sein könne, weil er so langsam fahre.

„Das will ich recht gern thun,“ sagte er bereitwillig; „wie aber Sie wiederfinden, hier wo nicht Weg, nicht Steg, nicht Baum, nicht Stein ein Merkmal bietet?“

Agnes schlug nun ihrem Begleiter vor, sie wolle von Zeit zu Zeit einen hellen Ruf mit ihrer starken Stimme in die Nacht hinein ausstoßen. Darauf solle er immer achten und sich nie zu weit davon entfernen, dann könne er sie ja jedenfalls wieder finden.

Er billigte diesen Gedanken vollkommen und entfernte sich mit raschen Schritten in die Nacht, und Agnes ließ sich auf einen kleinen Hügel nieder und rief mit heller Stimme in die stille, öde Wüste hinaus.

Wenn ihr Vater ihre Lage wüßte! Sie erschrak bei dem Gedanken an den Schrecken, welchen er darüber empfinden würde; als sie aber an ihre Bekannten in Deutschland dachte, und was diese wohl sagen würden, wenn sie Fräulein von Stein nach Mitternacht allein in einer ungarischen Haide sitzend wüßten — konnte sie sich eines lauten Lachens nicht erwehren.

Sie verblieb wohl eine gute halbe Stunde in dieser Situation, furchtlos und geduldig wartend und

rufend. Sie dachte, daß sie außer ihrem Vater doch keinen Mann kenne, auf den sie sich mit solcher Ruhe verlassen werde, wie auf Herrn von Serenyi, obgleich es viele Männer gab, die sie unendlich viel länger und besser kannte, und von denen sie auch überzeugt war, daß sie ihr ein größeres Interesse widmeten, denn hier sagte ihr ihr sicherer weiblicher Tact, daß sie diesem Manne so gleichgültig sei, wie überhaupt einem Ehrenmanne ein seinem Schutze übergebenes Mädchen sein kann.

Endlich kam Serenyi mit raschen Schritten wieder und hinter ihm der Wagen, den er auf einer falschen Richtung gefunden.

„Ich hatte Sie ganz richtig geführt, mein Fräulein," sagte er lächelnd zu Agnes. „Ich gehöre überhaupt nicht zu den Glücklichen, die sich verirren und denen keine Stunde schlägt. Meine lederne Natur fühlt immer ganz genau, wie viel Uhr es ist und welchen Weg ich einschlagen muß — ich bin halt zu nüchtern!"

„Bis auf einen Punkt, Herr von Serenyi, und da sind Sie ein so gefährlicher Schwärmer, daß, wenn nur noch einige Ihrer Landsleute Ihnen gleichen, der Kaiser von Oesterreich sich nicht mehr allzulange des Besitzes der Krone des heiligen Stephan erfreuen wird

— er müßte denn Sie und Ihresgleichen aus der Welt schaffen."

„Dann," sagte der Ungar, indem sein dunkles, gewöhnlich halb geschlossenes Auge sich weit öffnete und Feuer sprühte, „dann müßte er das ganze Land zu einem großen Kirchhof machen, denn so wie ich fühlen die meisten magyarischen Herzen."

In diesem Augenblick kam der Wagen an und Agnes stieg wieder ein, fand aber Elisabeth noch immer schlafend, da ihr Bruder es nicht für nöthig gefunden, sie zu wecken, und wie ein unbewußtes Kind sie das ganze Abenteuer hatte überstehen lassen.

Als der Morgen hell und leuchtend herauf gestiegen, kam der Wagen vor ein paar Hütten vorüber. Agnes, die seit Tyrnau kein Auge geschlossen, sprach ihr schüchternes Verlangen nach einer Tasse Milch aus.

„Unmöglich bis Gran," sagte Herr von Serenyi, „ich kenne diese Dörfer; aber ich will doch fragen. Elisabeth, die mit muntern Augen wieder in die Welt sah, neckte ihre verwöhnte Freundin und behauptete, ganz gut bis Gran aushalten zu können. Ihrem Bruder konnte man in allen Häusern nichts als Branntwein anbieten. Agnes war vollständig melancholisch, und sagte in einem Tone, der ihrem Begleiter ein Lächeln ent-

lockte: „Wenn man in einem Dorfe keine Milch bekommt, wozu sind denn die Dörfer?“

Ein Haus war noch übrig, es lag entfernt von den übrigen, und sein ganzes freundlicheres Aussehen, so wie seine höher gebauten Ställe ließen der Vermuthung Raum, daß hier noch eine andere Viehzucht als die der Schweine getrieben werde. Der Kutscher mußte vor die Thüre fahren. Herr von Serenyi fragte slavisch, dann ungarisch und ganz zuletzt erst deutsch den davorstehenden Bauer nach Milch — welche Rührung aber befiel Agnes, als der Mann im breiten Schwäbisch: „Ha g'wiß, Milch können's han!“ antwortete.

Der Mann brachte einen ganzen Topf und Schwarzbrod in Menge. Agnes erschöpfte sich in Dank und ließ auch ihren Begleiter durchaus nicht für sie bezahlen. „Gönnen Sie meinem patriotischen Herzen diese Genugthuung,“ sagte sie, indem sie in ihrem eleganten Beutelchen nach blanken Zwanzigern suchte.

Als sie das spöttische Gesicht des Ungarn bemerkte, sagte sie in ihrer freimüthigen Weise: „Sie haben Recht, mich auszulachen, und es ist das Unglück meines Vaterlandes, daß die Frauen solche Milchnaturen sind und die Männer — soviel Bier trinken. Uns thäte auch Noth, daß der Tokayer und die Paprika-Wurzel den sanften Gaumen etwas reizten!“

Wie freute sich Agnes, als sie das wunderschöne Gran vor sich liegen sahen, dies Gran, eins der schönsten Bergschlösser des weiten Ungarlandes, dessen oberster Prälat eben von seinen unermeßlichen Einkünften eine neue herrliche Kirche auf der höchsten Spitze des Berges erbauen ließ. Da das Dampfschiff noch nicht eingetroffen, welches die Reisenden noch vor Abend nach Pesth führen sollte, so beschlossen sie, den Berg zu ersteigen, an dessen Fuß die Stadt liegt. Oben belohnte sie die bezauberndste Aussicht auf die schöne Donau und ihre hügeligen Ufer, und Agnes meinte sogar, man könne darüber beinahe den Rhein vergessen.

Die schöne Kirche war im Innern noch ganz durch Baugerüste entstellt, nur die unterirdischen Grabgewölbe waren vollendet, und diese hohen Gänge mit langen Säulenreihen, deren mittelstes höchstes und größtes Gewölbe auch mit einem Altar geschmückt und vollkommen zum Gottesdienste eingerichtet war, erregten die lauteste Bewunderung. Da dies Gewölbe die Gruft für alle Bischöfe von Ungarn werden sollte, so waren die Seitenwände ganz mit Nischen bedeckt, bestimmt zur Aufnahme der todten Prälaten. „Wie beruhigend," sagte Elisabeth ernst — „jeder Bischof kann bei Lebzeiten hieher kommen und die Stelle besehen,

die nach der unabänderlichen Rangordnung seinem todten Körper zu Theil wird."

„Legen Sie darauf Werth?" fragte die Deutsche lächelnd.

„Gewiß," sagte Elisabeth noch immer ernst. Bei den Prophezeiungen über die Art meines Todes ist mein Begräbniß eine sehr problematische Sache."

Agnes fragte nicht weiter, denn als Elisabeth ihr eben mittheilen wollte, wie ihrem Bruder, nach der Aussage der Zigeuner, noch viel Gräßlicheres bevorstehe, denn ihr, kam dieser selbst herbeigeeilt mit der Nachricht, daß der Dampfer eben um die Krümmung der Donau wie ein Pfeil einherschieße.

Bald sahen sie wirklich, als sie ins rosige Sonnenlicht zurückgeeilt, wie der Wasserpalast angeschäumt kam; das ungarische Wappen, drei Ströme, drei Berge, war weit sichtbar auf der großen, vom leichten Winde entrollten Flagge, und oben darüber züngelte wie eine spitze Schlange der dreifarbige Wimpel in den blauen Himmel hinein.

Hätte nicht der Capitain des Schiffes, ein dunkler Venetianer, mit den Leuten der Landungsbrücke einen zornigen Auftritt gehabt, so wären unsere Reisenden zu spät gekommen; so aber mußte der unerschöpfliche Schatz eines südlichen Wuthausbruchs sich erst völlig

entleeren, ehe das Signal zum Weiterfahren gegeben wurde, und Agnes und Elisabeth konnten ruhig an der Spitze des Schiffes Platz nehmen, während Herr von Serenyi das Gepäck besorgte.

Beim Anblick Pesths und Ofens war Agnes von Bewunderung ergriffen! Voll strömte sie dahin die breite, majestätische Donau mit ihrem starken, leidenschaftlichen Wellenschlage, zu ihrer Linken, mit einer Reihe von Palästen das Ufer kränzend, Pesth, zu ihrer Rechten das festunggekrönte Ofen mit der schönen thurmgeschmückten Citadelle, zu deren Füßen die Stadt sich auf den Hügeln rings gelagert, wie eine Lämmerschaar im Grünen.

Sie stiegen ab in einem schönen, großen Hause, das, in einer ziemlich engen Straße der Stadt gelegen, der Familie Serenyi gehörte.

Am Abend konnte Agnes vor dem Lärm auf der Straße lange nicht einschlafen. Er war aber nicht, wie in Wien, dem Summen eines Bienenkorbes vergleichbar, der nur vom ewigen Wagenrasseln hie und da übertönt wird, nein, es war der tolle Lärm einer freien Jugend: Schreien, Rufen, Rasseln, Spielen, Singen und zur Abwechselung ein tüchtiger Zank und Streit; aber Alles übertönt vom Klirren des Nationalsäbels. Im Hause gegenüber währte bis zum Morgen Singen

und Spielen und tönte mit grellen Lauten aus den geöffneten Fenstern auf die Straße.

„Wer sind diese Ruhestörer?“ fragte Agnes ihre Freundin.

„Juraten, lauter Juraten.“

„Was ist das?“

„So nennt man die Legion junger Leute, welche in Ungarn sich zu Rechtsgelehrten ausbilden.“

„Das sind eigenthümliche Vorstudien!“

„Es ist das tollste Volk bei uns. Leider lassen sie es aber nicht beim Singen und Schreien bewenden — ach wie oft, wenn sie die Nacht mit ihren schleppenden Säbeln die Straßen durchziehen, bekommen sie Streit, und man findet dann am Morgen die blutende Leiche eines solchen jungen Menschen auf dem Pflaster.“

Schon früh am Morgen wurde Agnes wieder von einem vielfachen, aber leisern Klirren auf dem Straßenpflaster geweckt. Waren schon so zeitig die Juraten wieder da? Ach nein, es waren arme lebenslänglich Verurtheilte, welche von österreichischen Soldaten bewacht an jedem Morgen mit Besen und Schaufel die Straßen Pesths durchziehen mußten, um sie zu reinigen, damit die glücklichern freien Menschen sie mit blankem Schuh durchschreiten konnten.

Einer von den Verurtheilten erregte besonders

Agnes' Mitleid. Es war ein alter Mann mit weißen Haaren und mühevollem Gang. Wie schwer rasselte die Kette an seinem Fuße! Welch ein Contrast mit dem jungen Juraten, welcher vor ein paar Stunden an derselben Stelle seinen Säbel klirrend aufs Pflaster fallen ließ, um die Augen der jungen Mädchen am Fenster auf sich zu ziehen! Welch ein Contrast! Elisabeth erzählte Agnes, daß derselbe Alte einst auch ein junger Jurat gewesen und, weil er in blindem Zorne einen Freund erschlug, zu lebenslänglichem Eisen verurtheilt wurde.

Elisabeth theilte ihrer Freundin alle näheren Umstände dieser Trauergeschichte in jenem lebhaften Eifer mit, der ihr immer eigen war, wenn sie sprach. Sie konnte tagelang kein Wort sprechen, aber wenn sie etwas anregte, dann war sie auch mit ganzer Seele dabei. Für Agnes war sie überhaupt eine eigenthümliche Erscheinung. Die Tochter einer Slavin (oder, wie man dort sagt, einer Slovakin) und eines ächten Ungarn, waren in ihr die besten Eigenschaften der beiden Stämme vereinigt. Selbst im Aeußern zeigte sich diese Mischung. Ihre unvergleichlich feingliedrige, schlanke Gestalt, die, wie bei den meisten Ungarinnen, die natürliche Anmuth und Biegsamkeit sich nicht durch Anwendung eines Schnürleibs verkümmert, sowie ihre

Perlenzähne waren offenbar magyarisch väterliches Erbtheil; hingegen das reiche hellbraune Haar, die kleine, aufgestülpte Nase, der frische, volle Mund, sowie die etwas breite Form des Gesichts, das durch ein paar unendlich gutmüthig blickende braune Augen verschönert wurde — all das war von der slavischen Mutter.

Sie war auf dem Lande im schönsten Theil Oberungarns herangewachsen, unweit der Gegend, wo die glühenden Strahlen der Sonne das köstlichste Traubenblut kochen, denn das Gut ihrer Eltern, wo sie geboren, lag zwischen Tokay und Eperies.

Als Agnes Elisabeth in Wien kennen lernte und um ihres freundlichen, offenen Benehmens willen schätzen und lieben lernte, glaubte sie einem Wesen sich anzuschließen, welches nach derselben Schablone geformt sei, die in Deutschland für alle jungen Mädchen höherer Stände herhalten muß. Aber was man bei uns Erziehung nennt, damit war Elisabeth bis jetzt ganz verschont geblieben. Ehe sie nach Pesth und Wien kam, was erst in ihrem achtzehnten Jahre geschah, hatte sie kein anderes Buch als ihr Gebetbuch zu Gesicht bekommen und nichts gelernt, als lesen und schreiben, und das auch erst in einem Alter, wo sie selbst den Impuls dazu geben mußte. Ihre vier Brüder, alle bedeutend älter als sie, waren früh um ihrer

Bestimmung willen aus dem elterlichen Hause entfernt worden. Der Vater hatte über der Verwaltung der Güter, über Jagd und Fischerei das spätgeborene Töchterlein ganz aus den Augen verloren, während die kränkliche Mutter, die beinahe immerwährend das Bett hüten mußte, nichts für ihren Liebling thun konnte, als ihn von sich fort in die frische Luft zu schicken, wenn er mit einem Schemelchen ankam, um sich im düstern Krankenzimmer an ihrem Bette zu etabliren. Sie war denn das Paradies Oberungarns die einzige Bildnerin der kleinen klugen Eva gewesen und hatte milde ihren Segen über sie ausgestreut und ihr die Schlange fern gehalten.

Als sie ihre Mutter mit achtzehn Jahren verlor, war sie noch dasselbe harmlose Kind, das sie mit acht gewesen. Ihr ältester Bruder, der mit einer reichen und schönen Frau verheirathet in Pesth lebte, rief seine einzige Schwester zu sich. Er machte ein großes Haus und sah täglich Gäste. Elisabeth blieb deshalb im Anfang immer in ihrem Zimmer. Als sie aber die tiefe Trauer abgelegt, war sie zum ersten Male Zuschauerin eines Gesellschaftsballes. Sie sah verwundert den walzenden und galoppirenden Paaren nach, wie sie nach der Musik eines Wiener Flügels sich drehten.

„Wie gefällt Dir das?" fragte ihr Bruder sie.

„Wie man so tanzen kann, begreif' ich nicht — aber spielen will ich lernen."

„Welchen Tanz begreifst Du denn?" fragte ihr Bruder lächelnd.

„Den ungarischen."

„So, so! Aber mit dem Spielen wird es doch seine Schwierigkeiten haben, liebe Elisabeth, in Deinem Alter ist das schwer zu lernen, eher, zehnmal eher würdest Du diesen Tanz begreifen."

Elisabeth schüttelte lächelnd den Kopf und sagte dann heiter: „Was habe ich nicht von Deiner geschickten Frau Alles gelernt, seitdem ich hier bin, sticken und häkeln und alles Mögliche; zum Clavier werde ich einen guten Lehrer nehmen, und da sollst Du sehen, ob ich's in einem Jahre nicht so weit gebracht habe, daß Ihr danach tanzen könnt."

„Welche Meisterschaft willst Du Dir denn im nächsten Jahre aneignen?" fragte ihr Bruder sie neckend.

„Immer was Neues. Hätte ich nur hundert Jahre vor mir — ach Gott, welche Lust, die recht zu benutzen!"

„Schade, daß Du Deine Zeit bisher nicht besser benutztest."

Elisabeth lächelte wieder, aber diesmal mit einem gewissen schelmischen Ausdruck. „Du hast Recht, Sandor,

ich kann wenig, sehr wenig für ein neunzehnjähriges Mädchen, aber etwas mehr, als Du und Deine liebe Frau glauben, verstehe ich doch."

Herr von Serenyi maß seine Schwester mit einem jener Blicke, die Männer so häufig einer weiblichen Thätigkeit gegenüber spenden, und die sie dann für Anerkennung ausgeben — und sagte darauf mit einer gewissen nachsichtigen Gutmüthigkeit: „Nun, und was verstehst Du denn?"

„Etwas, zu dem ihr hochweisen Herren der Welt Jahre des Studiums verwendet, theoretisch und praktisch, wie Ihr mit unendlichem Scharfsinn es unterscheidet — die Landwirthschaft."

„So, Du verstehst die Landwirthschaft?"

„Ja, die verstehe ich, und zwar aus dem Grunde. Die letzten vier Jahre hat sich der Vater nichts, gar nichts mehr um die Güter bekümmert, weil er immer in sein Zimmer eingeschlossen war, um das Perpetuum mobile zu erfinden. Da sah ich der Mutter zu Liebe zuweilen nach, dann begann die Sache mir anziehend zu werden; ich lernte beim Verwalter, von jedem alten Bauer nahm ich eine gute Lehre an, mit Sonnenaufgang war ich auf den Feldern, im Hühnerhof, in den Scheunen und Kammern — gieb mir das größte Deiner Güter auf ein Jahr zur Probe, und ich will

Dir höhere Einkünfte davon herausschlagen, als Du je erhalten — wenn der Himmel mir nicht ungnädig einen Strich durch die Rechnung macht."

„Topp," sagte Herr von Serenyi, dem unwillkührlich der Ernst seiner Schwester imponirte, „Du sollst das Gut haben, sobald Du willst, mit Knechten und Vieh, soviel Du zur Bearbeitung brauchst." —

„In einem Jahre, wenn ich Clavier gelernt habe."

Diesmal lächelte Serenyi wieder, aber er schwieg.

Und dabei blieb es. Ein Jahr darauf wurde wieder getanzt in dem Hause des Herrn von Serenyi, und Elisabeth saß am Clavier und spielte — aber lauter ungarische! und ungarisch konnte, außer ein paar Herren vom Lande, Niemand von der gegenwärtigen Gesellschaft tanzen — Elisabeth ließ sich aber nicht stören und spielte ihre hinreißenden, Schmerz und Sehnsucht weckenden magyarischen Melodien so schön, daß sogar die jungen Damen das Tanzen darüber vergaßen.

Ein paar Wochen darauf bezog sie, eine junge, thätige Verwalterin, das Land, und ihr Bruder kam einen Monat darauf hinaus, denn das Gut lag nur ein paar Meilen hinter Pesth in jener fruchtbaren Ebene, von der man behauptet, sie dehne sich bis zur türkischen Grenze, ohne daß je der Reisende eine Hügel-

kette gewahre. Es giebt freilich Leute, die meinen, man müsse dann sehr kurzsichtig sein!

Was Herr von Serenyi nach so kurzer Frist vom Wirken seiner Schwester gewahrte, war schon solcher Art, daß, als ihre Schwägerin sie ein paar Tage später besuchte, Elisabeth bemerkte, wie sie von dieser mit einer Rücksicht behandelt wurde, wie niemals früher, und daß sie bald darauf durch ihre landwirthschaftlichen Kenntnisse eine förmliche Stellung in der Familie einnahm; das Gut aber brachte wirklich schon in diesem ersten Jahre mehr ein, als jemals vorher.

Da trat ein Ereigniß in ihr Leben, dem zufolge sie für mehrere Monate mit ihrem jüngsten Bruder nach Wien ging, und das wir weiter unten näher erzählen werden. In Wien schloß sie die Freundschaft mit Agnes, und der erste Anlaß ihrer Bekanntschaft war eben der Umstand gewesen, daß Herr von Stein gerade jenes Gut durch Vermittelung ihres Bruders kaufte, welches sie bisher bewirthschaftet hatte. Elisabeths Angaben darüber wurden dabei von allen Seiten für maaßgebend gehalten. Sie gewährte Agnes' Bitte, sie im neuen Besitzthum einzuführen, herzlich gerne und versprach ihr auf das Bereitwilligste ihren nützlichen Rath.

Wer die beiden jungen Mädchen zusammen sah, ahnte sicher nicht, daß deren Kindheit und erste Jugend unter so verschiedenen Verhältnissen verflossen war, denn Elisabeth hatte sich mit wunderbarem Tact alle jene Aeußerlichkeiten angeeignet, ohne welche, wenn sie nicht auffallen will, eine junge Dame nicht in der Welt erscheinen kann. Und dennoch blieb sie, ohne je zu verletzen oder anzustoßen, vollkommen wahr und ehrlich.

Ohne eigentlich hübsch zu sein, gefiel sie aller Welt, so gutmüthig, lebhaft, frisch und zierlich war sie. Sie hatte gewiß nie über ihre Bewegungen nachgedacht, aber man konnte keinen sorgfältigeren Gang und keine bescheidnere Haltung sehen.

Eines Tages gewahrte Agnes überrascht, daß Elisabeth die lateinische Unterredung ihres Bruders und eines andern Rechtsgelehrten verstand.

„O," sagte Elisabeth lachend, „das habe ich spielend gelernt, wir armen Ungarn müssen ja alle vier Sprachen verstehen!"

„Vier Sprachen?"

„Ja, beinahe jeder Mann von einiger Bildung versteht Ungarisch, Slavisch, Deutsch und Latein. Ach, hätten wir nur Eine!"

„Und welcher würden Sie dann den Vorzug geben?"

„O, welcher andern als der magyarischen," sagte die junge Ungarin, indem sie die Hand auf das enthusiastisch vaterländisch gesinnte Herz legte!

Zweites Kapitel.

Die beiden Damen schoben ihre Abreise von Pesth auf das Land noch um einen Tag zu Ehren einer „akademischen Nationalversammlung" auf, und Herr von Serenyi schickte einen reitenden Boten nach dem Gute, um Herrn von Stein davon zu benachrichtigen.

Sie erhielten mit Mühe noch einen Platz bei dem Feste auf der Gallerie unter den anwesenden Damen. Unten am Saale stand eine lange grünverhängte Tafel, an ihr saßen die Gelehrten, die Professoren der Universität und mehrere Magnaten, die Anspruch machten, zu den ersteren zu gehören. Einer davon, ein schlanker junger Mann, erhob sich jetzt, um, das zierliche Heft in der Hand, nachläßig auf den Säbel gestützt, einen Vortrag zu halten, dem Alles in gespannter Stille lauschte, und der gegen das Ende einen ungeheuer lebhaften Schwung erhielt; mehr verstand Agnes davon nicht!

Dichtgeschaart, Kopf an Kopf füllten die Zuhörer den Saal, alle stehend, alle in der Nationaltracht, die Bedingung des Eintritts war. Der schwarze kurze Rock mit stehendem Kragen und einer Reihe Knöpfe, die hohen Stiefeln mit Quasten am Knie, um den Hals die breite schwarze Atlasbinde mit dem langen, auf die Brust herabhängenden befranzten Ende und vor Allem der Hauptschmuck jedes Magyaren, der blanke Säbel am rothen Saffiangurt, kleidete diese Männer vortrefflich. Die ungarische Mütze ohne Schild hielten sie in der einen Hand, während sie mit der andern den gewichsten Schnurrbart, ihren höchsten Stolz, von Zeit zu Zeit durch die Finger gleiten ließen.

„Es ist möglich," sagte Agnes lächelnd zu ihrer Freundin, „daß von all diesen gegenwärtigen Männern keiner eine regelmäßige Schönheit besitzt, aber mir kommt es vor, als wären es lauter Modellköpfe, und ich meine, nie schöner geschnittene Augen, feinere Nasen und kühnere Stirnen gesehen zu haben.

Sie wollte nun mit ihren ächt deutschen Gesetzlichkeitsscrupeln wissen, was in Ungarn dazu gehöre, um zum Tragen eines Säbels berechtigt zu sein, da man ihr in Wien versichert, das sei ein ausschließliches Recht des ungarischen Adels. Diese harmlose Frage erregte in ihrer Umgebung, zu welcher sich einige alte Herren,

Bekannte Elisabeths, gesellt, die heftigsten Debatten. Der Eine sagte: „Außer dem Adel auch Gelehrte, Künstler und Professoren der Akademie, denn die Angehörigen dieser Stände stehen bei uns dem zahlreichen Adel vollkommen gleich." „Nicht doch," rief ein Zweiter, „Jeder, der nicht Handwerker und nicht Bauer ist, hat das Recht, einen Säbel zu tragen."

„Lassen Sie sich von den jungen Leuten nichts vorplaudern," wandte sich da lächelnd ein alter weißbartiger Ungar zu Agnes. „Ich will Ihnen das wahre Sachverhältniß aufdecken; Jeder, der in Ungarn fünf Gulden hat, um einen Säbel zu kaufen, hat auch das Recht, einen zu tragen."

Als die Andern lachten, setzte Herr von Serenyi noch mit seinem gewöhnlichen Gleichmuth hinzu: „Oder für fünf Gulden Credit, denn mir wird Niemand leugnen, daß es bei uns unendlich viel mehr Säbel als Fünfguldennoten giebt."

Die fragbegierige Agnes wurde überhaupt beim Eintritt in das fremde Land nur selten mit einer befriedigenden Antwort beglückt. Jede ihrer Erkundigungen wurde das Signal zum Streite unter ihrer Umgebung, da der ganze nationale Aufschwung — es war im Jahre 1843 — bis auf die Sprache noch ungeregelt und

formlos war; die nationale Idee lag in der Wiege, aber es war ein Herkules.

Fragte Agnes nach der Benennung verschiedener Gegenstände, so nannte ihr Jeder ein anderes Wort und die alten Herren klagten, daß sie vor lauter neuerfundenen und hinzugekommenen Wörtern die Zeitungen selbst nicht mehr verstehen könnten. Die Damen in den Städten, die sonst nur deutsch gesprochen, ließen sich auch nur noch in ihrer Muttersprache vernehmen, gut oder schlecht, sie sprachen ungarisch, und das war freilich auch das beste Mittel, es rasch zu erlernen.

Am Nachmittage wurde das schöne Ofen gegenüber besichtigt, diese von den Oesterreichern für uneinnehmbar erklärte Festung. Agnes drang sogar in den gemauerten Gang, der von der Spitze der Citadelle unter der Erde nach der Donau führt, um in Belagerungszeiten die Besatzung immer mit Wasser versorgen zu können.

Der Tag, an welchem Agnes mit Elisabeth auf das neue Gut fuhr, war ein wunderschöner Herbsttag, das heißt, es war im September, aber in jenen gesegneten Fluren prangte noch der volle Sommer, kein lauer Sonnenstrahl mahnte noch an den Winter, kein fallendes Blatt an den Tod.

Elisabeth erzählte Agnes vom neuen Hause, das

man im angrenzenden Dorfe nur das Castell nannte. Es war einstöckig, wie die meisten ungarischen Landhäuser, aber in schönem Style vor ungefähr hundert Jahren von einem aus russischen Kriegsdiensten zurückkehrenden Edelmann gebaut. Das ganze Innere war nach der Mode der damaligen Zeit mit Figuren des Olymps al Fresco bemalt, und die junge Ungarin bereitete ihre Freundin schon jetzt auf den Anblick einer besonders schönen und wohl conservirten Venus vor, die mit einer unnachahmlichen Grazie und Verschämtheit die Finger spitze, um den Apfel aus Paris Hand entgegen zu nehmen.

Als Agnes nach wenigen Stunden einer ächt ungarischen Sturmfahrt im Castell angekommen und das zärtliche Wiedersehen mit dem geliebten Vater gefeiert war, durchschritt sie mit unnennbarem Vergnügen die Räume des neuen Eigenthums. Ein Landgut war seit ihrer Kindheit einer ihrer liebsten Wünsche gewesen, und das schöne geräumige Haus mit seinen hohen edlen Gemächern, dem weiten Flur, umgeben von grünen wehenden Bäumen, übertraf alle ihre Erwartungen, wenn sie das nach deutschen Begriffen kleine Capital bedachte, welches ihr Vater dafür gezahlt.

Wie lieblich wollte sie es sich hier einrichten, wie

glücklich und friedlich mit dem theuern, einzig geliebten Vater leben!

In Pesth hatte sie sich einen Vorrath von Möbeln ausgesucht, deren Ankunft sie stündlich erwartete, denn noch fand sich nichts vor, als einige aus Gefälligkeit von Herrn von Serenyi für Herrn von Stein hier gelassene Unentbehrlichkeiten.

Bald genug riefen sie denn auch lebhafter Peitschenknall und fröhliches Jauchzen ans Fenster, aber wie erschrak sie; der Möbelwagen aus Pesth, bei dessen vorsichtiger Bepackung sie zum Theil selbst gegenwärtig gewesen, kam pleine carrière auf dem Hofe angefahren. Der Kutscher, den ihr Vater von Herrn von Serenyi übernommen und dem sie wohl zehnmal anempfohlen, langsam Schritt für Schritt zu fahren, war, mit hochgeschwungener Peitsche auf dem Vordertheil des Wagens stehend und die drei kleinen flinken Pferde zur rasendsten Eile antreibend, den Weg hieher geflogen. Jubelnd sprangen ihm seine und des Verwalters Kinder auf dem Hofe entgegen, aber als Mischka endlich stille hielt, trat ihm Agnes verweisend entgegen.

„Es wird Alles in Stücken sein," sagte sie mißmuthig, „ich hatte Ihnen doch so sehr anempfohlen, langsam zu fahren, und Sie kommen daher, als gelte es einen Wettlauf."

Mischka's eben noch so aufgewecktes heiteres Gesicht legte sich in melancholische, ausdrucksvolle Falten. Unter seinen langen Wimpern warf er seiner neuen Herrin einen traurig ernsten Blick zu und versetzte dann nach einer Pause mit langsamer und tiefer Betonung: „Meine Schuld nicht, Gnädige! Nicht zu halten waren Pferde, ungarisch Pferd läßt sich nicht halten, wenn es frei Weg vor sich sieht — ungarisch Pferd ist nicht deutsch Pferd!"

Agnes mußte trotz ihres Aergers über diesen Seitenhieb auf ihre Landsleute lächeln, diese Landsleute, welche sich halten lassen, wenn sie auch noch so viel freien Weg vor sich sehn!

Die Möbel wurden nun ausgepackt — es war richtig Alles in Stücken und Mischka wurde beordert, am folgenden Morgen nach Pesth zurückzufahren und dort einen Wagen voll Tischlergesellen zu holen, um zu leimen und zu stücken, was sich noch leimen und stücken ließ.

„Ein schlimmes Omen," sagte Agnes; „die Einrichtung zerbrochen, ehe sie noch in Gebrauch kam!"

Elisabeth aber lachte. „Glauben Sie nicht an Vorbedeutungen, ich thue es auch nicht, denn wenn ich daran glauben sollte, müßte mir das schrecklichste Schicksal der Welt bevorstehen. Alle Prophezeiungen für mich und meinen Bruder August laufen auf Blut, Schaffot

und ein gräßliches unnatürliches Ende hinaus. Sogar meine gute Mutter sah in ihrer Todesstunde uns Beide mit Märtyrerkronen Arm in Arm ihr folgen."

„Und das beunruhigt Sie gar nicht?" fragte Agnes verwundert.

„Beunruhigen? Nein." Und indem sie Agnes voll mit ihren braunen Augen ansah, sagte sie leidenschaftlich: „Ich wünsche nichts Anderes, denn als Märtyrerin zu sterben."

„Märtyrerin für was?"

„Für mein Vaterland! Sie dachten wohl an die Liebe, weil Sie mich fragten? Ach, liebes Fräulein, damit bin ich fertig!"

„Fertig, und noch so jung?"

„Ich habe da eine traurige Erfahrung gemacht," sagte Elisabeth nach einer Pause. „In Pesth, im Hause meines ältesten Bruders, machte ich die Bekanntschaft eines Gutsbesitzers aus der Nähe von Trentschin. Es war ein schöner, feuriger Mann, voll Vaterlandsliebe und ritterlicher Gesinnung. Er schien mir ein ächter Magyar. Ich hatte ihn zwar nur ein paar Mal gesehn, aber ich sagte ihm voll und freudig meine Hand zu, als er darum warb. Meine Verwandte billigten meine Wahl vollkommen. Die Hochzeit sollte bald auf einem

Gute meines zweiten Bruders, das auf dem Wege zwischen Pesth und Trentschin liegt, gefeiert werden. Der Hochzeitsmorgen brach an. Wir waren bereits Alle versammelt und es fehlte nur noch der Bräutigam und meine beiden jüngsten Brüder, die aus Oberungarn, wo sie sich seit mehreren Monden aufhielten, noch erwartet wurden. Sie hatten meinen Zukünftigen noch nie gesehn.

Denken Sie sich mein Erschrecken, als ich, gerade beschäftigt, den Brautkranz in meinen Haaren zu befestigen, die beiden jungen Leute plötzlich mit verstörten, traurigen Gesichtern bei mir eintreten sehe.

August, den Sie kennen, kam in einer heftigen, aufgeregten Weise, die bei seiner sonstigen Ruhe mich doppelt ängstigte, auf mich zu, nahm den Kranz aus meinen Haaren, und indem er ihn weit wegwarf, sagte er zitternd vor Bewegung: „Jetzt nicht, diesmal nicht, heute sicher nicht. Dieser Mensch verdient nicht, daß ein Mädchen wie Du sich für ihn den Brautkranz in die Haare flicht.“

„Um Gottes willen, was ist denn geschehn?“

Mein dritter Bruder, Stephan, der ruhiger war, als August, legte diesem Stillschweigen auf und sagte: „Laß mich erzählen, August. Ich bin gefaßter, Du

erschreckst die Schwester unnöthig.“ Während August mit schnellen Schritten im Zimmer auf- und abging, wandte ich mich zitternd mit gefalteten Händen, denn reden konnte ich nicht, der Schrecken hatte mir die Kehle zugeschnürt, zu Stephan, der endlich ziemlich zusammenhängend mir Folgendes mittheilte.

„Wir konnten Eperies erst einen Tag später verlassen, als wir beabsichtigt hatten, weil August noch einen Termin für einen seiner Clienten abwarten mußte, und entschlossen uns deshalb, Tag und Nacht zu reisen, um heute früh hier einzutreffen. Als wir in Trentschin ankamen, war es acht Uhr Abends und vor Mitternacht keine Gelegenheit zur Weiterreise. August meinte, in einem Badeorte, wo alle ächten Ungarn zusammenkommen, die nicht „draußen“ ihr Geld wegwerfen wollen, müßte man doch vier Stunden angenehm todtschlagen können. Wir erkundigten uns nach irgend einem Unterhaltungsort, man wußte uns aber für heute nichts Anderes zu nennen als den Salon, wo man Bank für Hazardspiele hielt. August und ich gingen hin, um zuzusehen. Es war eine ziemliche Menge Cavaliere da versammelt, von denen aber nur wenige selbst spielten. Einer der Pointeurs zog sogleich unsere Aufmerksamkeit auf sich, sowohl durch seine auffallende Schönheit, als sein leidenschaftliches Spielen. Ein alter Herr aus

Trentschin selbst, wie er uns sagte, erzählte uns, der junge Mann sei der Matador der Spieler, der erste und der letzte an der Bank, und zwar seit mehreren Jahren. Er habe seine Mutter gekannt, die eine edle Dame gewesen und voriges Jahr aus Gram über diese Leidenschaft ihres Sohnes ins Grab gestiegen. „Das Geld zu diesem Spiel habe ich zum Theil selbst hergegeben," sagte lächelnd der alte Herr, „mir aber natürlich ein paar schöne Güter verpfänden lassen." Wir fragten nach dem Namen, und denke Dir unsern Schrecken, als er uns den Namen Deines Bräutigams, unsers künftigen Schwagers, den Namen Johann von Matuschka nannte!"

Elisabeth schwieg, Agnes nahm ihre Hand. „Und Sie haben ihm nicht verziehen?"

Die Magyarin sah sie groß an. „Einem Spieler? Mein Bräutigam Johann war für mich gestorben, der Spieler Matuschka mir ein Fremder. Meine Brüder wußten das auch und hatten ihm schon in Trentschin sich zu erkennen gegeben und mein Wort zurück verlangt. Er hatte darauf in ihrer Gegenwart einen Anfall wahnsinniger Reue gehabt, aber sie waren abgereist mit der Versicherung, daß sie nie dulden würden, daß ich ihn wiedersähe."

„Haben Sie ihn auch nicht wiedergesehn?“

Elisabeth schüttelte mit dem Kopfe. Sie war sehr blaß geworden. Nach einer Weile setzte sie aber mit gefaßter Stimme hinzu: „So lange ich noch auf dem Gute bei Trentschin war, brachte er die Nächte klagend unter meinem Fenster zu. Da ich allein nach dieser Seite des Hauses schlief, wußte Niemand davon, und obgleich es mir sehr — — peinlich war, sagte ich auch nichts, denn meine erzürnten Brüder würden ihn todtgeschossen haben, wie ein tolles Wild auf ihrem Eigenthume“ —

„Und Sie, gaben Sie ihm gar kein — gar kein Zeichen?“

Elisabeth schüttelte wieder mit dem Kopfe. „Von mir hat er seitdem nichts gesehen, gehört, noch erfahren. Aber seine ewigen Verfolgungen, um meine Verzeihung zu erlangen, waren die Ursache, daß ich meinen Bruder nach Wien begleitete, wo ich ja,“ fügte sie plötzlich lächelnd hinzu, indem sie über die Stirne strich, wie um alles Unangenehme zu verwischen, „Ihre liebe süße Bekanntschaft machte.“

Agnes zog sie an ihr Herz. Durch die Kenntniß dieser Begebenheit war ihr Elisabeth zur Schwester geworden, und sie beschloß, für ihr Theil

Theil Alles dazu beizutragen, daß sie sich nicht mehr trennen würden. Da Elisabeth denselben Wunsch im Innern hegte und ganz unabhängig war, so schien auch jede Aussicht vorhanden, daß die beiden Freundinnen vereint blieben.

Drittes Kapitel.

Elisabeth war katholisch, Agnes protestantisch, aber das störte ihr inniges Vernehmen durchaus nicht, obgleich Beide sehr an ihrer Glaubensweise hingen; im Gegentheile behauptete Agnes lächelnd, Eines ergänze des Andern Religiosität.

Im Dorf waren zwei Kirchen, eine evangelische, eine katholische, da die Einwohnerschaft halb dem einen, halb dem andern Bekenntniß angehörte, und am Sonntage beschlossen die beiden Mädchen zusammen ihre beiderseitigen Geistlichen zu besuchen oder, wie Elisabeth sich ausdrückte, das neue Lamm vorzustellen, da sie schon von ihrem frühern Aufenthalt mit beiden Pfarrern befreundet war; hatte sie doch damals als Gutsherrschaft in beiden Kirchen einen besondern Stuhl gehabt, der nun auf Agnes und ihren Vater überging.

Obgleich Agnes noch kein Wort ungarisch verstand, wollte sie doch am Morgen in ihre Kirche gehen. Elisabeth begleitete sie bis an die Thüre; dort wies sie einen Bauer an, sie in den ersten Stuhl zu führen. Der Mann ging würdevoll vor dem Fräulein her; am Stuhle blieb er stehen, öffnete ihr mit leichtem Anstand die Thüre, wies ihr ihren Platz an und verbeugte sich dann so cavalièrement, daß ihr war, als sei sie an einem mittelalterlichen Hofe und dies ein dienstthuender Ritter. Denn so sah er aus und alle die Männer ihr gegenüber mit ihren langen weißen Pelzen; dazu das bis auf die Schultern reichende Haar, die gewichsten Schnurrbärte — wahrhaftig, sie kamen ihr vor wie eine Versammlung deutscher Ordensritter, aber nicht wie ein Trupp Bauern.

Am Nachmittage besuchten die Freundinnen die beiden Geistlichen. Jeder bewohnte ganz nahe bei seiner Kirche eine niedere Hüte, mit Stroh gedeckt, wie alle andern. Von außen waren sie gleich, die beiden Pfarrwohnungen, aber im Innern wie verschieden! — Der Protestant saß mit heiterm Antlitz neben seiner blühenden jungen Frau, drei liebliche Kinder wälzten sich in fröhlichem Spiele an der Erde, die Fenster waren umzogen mit grünen Ranken, und geschäftig rannte eine junge Magd mit dem Eßgeräthe durch das Zim=

mer, so daß ihr mit rothem Band durchflochtener, dicker, herabhängender Zopf auf dem Rücken hin und her hüpfte. Hühner, Enten und Gänse belebten den Hof, das Feuer knatterte lustig um das Pfännchen mit Kinderbrei und am Thore unter dem schattigen Baum stand eine kleine Wiege, die der große Hund mit eifersüchtigem Auge bewachte.

Bei dem armen Katholiken dagegen war Alles still und öde. Der Hof war leer, und eine alte grämliche Haushälterin öffnete den Mädchen die Thüre. Im ersten Zimmer trafen sie einen bleichen, schmalen Knaben mit trüben Augen; es war der Neffe des Geistlichen, den dieser zu sich genommen, um ihn später auch dem geistlichen Stande zu widmen. Der Knabe sah kaum auf von seinem Schreibheft und sagte nur mit leiser Stimme: „Der Oheim ist drinnen.“ Der Pfarrer war ein wohlwollender Mann, der sein Beichtkind und die Ketzerin gleich freundlich empfing. Er sprach etwas deutsch, während der Protestant nur ungarisch und lateinisch verstand. Wie klein, arm und kahl war aber hier das Gemach! Einige Bücher auf einem Brett, ein gekreuzigter Christus mit schrecklichen, schmerzentstellten Zügen, das war der ganze Schmuck der kahlen, weißen Wände, die einzigen Möbeln eine Rohrbank, worauf ein paar alte Kissen lagen, zwei

hölzerne Stühle, ein grober Tisch und ein gebrechliches altes Wandschränkchen. Todtenstille herrschte hier; nur aus dem halbgeöffneten Nebenzimmer hörte man das Rauschen der Feder auf dem Papier; der fleißige Neffe schrieb und schrieb.

Agnes wurde unbeschreiblich wehmüthig zu Sinn. Nachdem der alte Mann sie bewillkommt, begann er Elisabeth auf ungarisch vorzuklagen, daß der Bischof in einigen Tagen hier eintreffen werde und nichts zu seinem Empfange würdig geschmückt sei; in der Kirche fehle so Vieles, Teppiche und Vorhänge. Wahrlich, der Mann genoß nichts vom Reichthum der katholischen Kirche; er war arm im vollen Sinne des Wortes, und wäre doch zufrieden und heiter gewesen, wie Elisabeth ihn immer gesehen zu haben versicherte, wenn nur nicht die Ankunft seines Oberhauptes ihn zum Bewußtsein seiner Entbehrungen gebracht hätte. — „Ich muß seine bischöfliche Gnaden zu Tische bitten," sagte er. „Welch großes Glück für mich, wäre ich passend eingerichtet für solch hohen Gast! aber hier in diesem armen Zimmer" — und dabei sah er mit trostlosen Blicken die kahlen Wände an. Warum durfte dieser arme Mann nicht in seiner glücklichen Genügsamkeit beharren! — Ach, Keinem wird die Erkenntniß erspart! — Elisabeth tröstete ihren Beichtvater so gut wie mög-

lich und versprach ihm, Alles zu schicken, was er zur Ausschmückung wünsche, Möbeln und Teppiche.

Sie wußte wohl, daß Agnes sich eine Freude daraus machen werde, dem armen alten Manne ihres Vaters ganzes Mobiliar zur Disposition zu stellen.

Die Freundinnen machten auf dem Rückweg einen Spaziergang durch die Felder. „Welch schönes, fruchtbares Land ist es doch trotz seiner ebenen Fläche,“ sagte Agnes zu Elisabeth, „welch warme, himmlische, süße, südliche Luft!“

Und Agnes warf ihr Haupt zurück und trank in vollen Zügen den Aetherbalsam ein. Ihr Weg führte sie jetzt durch die Weinberge, die ebenfalls zu ihrem neuen Gute gehörten.

In einem Weinberge stand ein kleines Hüttchen. Elisabeth schlug Agnes vor, da einzutreten. In der Thüre kam ihnen eine junge Frau entgegen, an jeder Hand ein blühendes Kind, einen Knaben und ein Mädchen. Die Kleine küßte Agnes freundlich die Hand, was hier im Lande allgemeine Sitte ist, aber der Junge hatte eine so entsetzliche Furcht vor den fremden Damen, daß er laut aufschrie. Das Häuschen bestand nur aus zwei Räumen; die Küche, die den Eingang bildete, war weiß getüncht und sehr reinlich, trotz dem wenigen armen Geschirr. Ein ziemlich großer Kessel

hing an einer Kette über dem Heerde. Das Zimmer war eben so reinlich wie die Küche, aber zu ihrer Verwunderung bemerkte Agnes, daß der Boden nichts als festgestampfte Erde war! Keine Diele, kein Stein, nur feuchter schwarzer Grund! Ein mächtig hohes Bett, zwei Stühle, ein Tisch, das war Alles, in einer Ecke die spärliche Garderobe der Familie auf einem kleinen Gestelle. Ueber den Tisch war ein blendend weißes Tuch gebreitet. Elisabeth hob es auf und schnitt von dem darunter liegenden Brode etwas ab. Der Bauer brachte einige Trauben, die außerordentlich süß waren und den Mädchen zu dem Brode vortrefflich mundeten. Auf dem Rückwege über die Felder sahen sie viele Arbeiter beschäftigt; sie grüßten mit leichtem Anstande, nicht schwerfällig und treuherzig wie unsere Bauern. Auf einem kleinen Feldwege kamen abenteuerliche Gestalten den Damen entgegen; sie traten zur Seite, indem sie demüthig die Hüte zogen. Jeder trug ein Instrument, der Eine eine Art Zither, der Zweite eine Violine, der Dritte einen Baß. Kohlschwarz funkelten ihre Augen aus den gelben Gesichtern, umweht von schwarzen Locken. Es waren Zigeuner; sie trugen die Landestracht, aber sie kleidete sie besonders malerisch.

Als Agnes zu Hause kam, erzählte sie ihrem Vater in ihrer lebhaften Weise von Allem, was sie gesehen.

„O welch ein merkwürdiges, schönes Land, Vater,“ rief sie ein über das andere Mal. „Denke Dir ein Land, wo jeder Bauer aussieht wie ein Held, wie ein Künstler, wie ein Philosoph! Ein Land, wo einem nie eine gemeine Physiognomie, nie eine rohe, plumpe Geberde die Phantasie verdirbt!“

Herr von Stein lächelte und sah Elisabeth an. So gerne diese auch in Agnes' Seele den übertriebenen Glauben an ungarische Nationalschönheit und Grazie gelassen hätte, so war sie doch zu ehrlich dazu.

„Ich fürchte, Sie werden noch enttäuscht werden, liebste Agnes! Es giebt bei uns auch gemeine Physiognomien und plumpe Körper! Freilich findet man die häufiger unter den Slovaken, als unter den Magyaren, deren fein organisirter asiatischer Körperbau sie äußerlich zu einer privilegirten Kaste macht.“

Agnes wollte an keine Enttäuschung glauben; auch die Slovaken fand sie schön und edel in ihrer sonntäglichen Nationaltracht, wie sie sie heute gesehen. Die reich mit bunter Baumwolle gestickten Hemdärmel und Krägen der Männer, die leicht über die Schulter geworfene Jacke, dazu die runden Hüte mit breitem Rand und niederem Kopf, alle mit Perlen und Blumen bekränzt, die bunten Röcke der Frauen, die hinten lang herabhängenden, mit buntem Band durchflochtenen

Zöpfe, und dann die freundlichen, mit glänzenden dunkeln, wenn auch nicht mit langgeschlitzten orientalischen Augen erleuchteten Gesichter hatten sie ebenfalls unendlich angesprochen. Die halbe Einwohnerschaft des Dorfes bestand aus Slovaken; freilich hielten die Ungarn sich auch da immer für die Vornehmeren und hatten wenig Umgang mit ihren slavischen Nachbarn, so wie auch jedes seine eigene Sprache redete, obgleich die Meisten beide Sprachen, ja Viele sogar Deutsch verstanden.

Elisabeth behauptete, daß die Slovaken die Fleißigeren seien, obgleich auch ihre Anstrengungen noch bei Weitem nicht an die der deutschen Bauern reichten. Herr von Stein und seine Tochter hörten ihr gerne zu, wenn sie von ihrem Land und ihren Landsleuten erzählte, sie war dann redselig und feurig, wie sonst nie.

Es war spät geworden, schon nahe an Mitternacht, als man sich trennte, um sich zur Ruhe zu begeben. Agnes' Gedanken waren noch lebhaft mit dem, was sie von ihrer Freundin gehört, beschäftigt; die rohe Romantik dieses Landes bezauberte sie, sie war glücklich wie ein Kind, hier fern von der gepriesenen, aber ihr langweiligen Cultur zu sein. Endlich schloß sie die Augen, als sie mit einem Male wunderbare Töne vernahm, wie aus einer andern Welt, aber auch aus einer

Welt der Schmerzen. Tiefe, wehmuthsvolle Klagen trug die stille Nachtluft herüber. Schnell die Kleider umwerfend, eilte Agnes an die Thüre der Freundin und fragte, was das bedeute. „Es sind die Zigeuner, die vor der Schenke spielen,“ antwortete diese mit schläfriger Stimme. Auf Agnes' Zureden stand sie aber dennoch auf und ging mit ihr in den Garten, der dicht an den Hof der Schenke stieß. Agnes lauschte dort athemlos den Tönen der sonderbaren Musik. Welche Sprache war denn dies? So hatte sie nie etwas gehört. Die russischen Volksmelodien, die sie kannte, waren auch originell, aber doch immer dieselbe einförmige Klage, wie eines ergebenen, trostlosen Kindes in der Wüste, hoffnungslos; aber so waren diese Töne nicht. Einmal jammerte es leise, dann sprang mit grellem Laut eine andere Tonart hervor und rief drohend und heftig, als wolle sie reden von ihrer Kraft und Stärke; aber als sie prahlend sich auf ihre Macht berief, kam wieder das ganze Bewußtsein ihrer Schmerzen über sie und entmuthigt sank sie herab zur bangen Klage. Da plötzlich tönte es wie ein Siegesmarsch — doch nein — schon wieder flehten weiche Molltöne wehmuthsvoll wie ein Kind, dann mit einem Male zuckte ein Laut in gewaltigem Hohn und lachte grell auf — dann war es still.

Agnes fühlte Thränen in den Augen und nahm die Hand der Freundin. „Nicht wahr, die Violine spielte schön? Diese Zigeuner sind alle solche Talente," sagte Elisabeth mit ihrer sanften Stimme. „Welche Musik!" rief Agnes, „welche Erfindung! Aus welchem zerrissenen Menschenherzen mögen diese Töne geflossen sein?" — „O, so sind alle unsere Melodien — das war ein ächt Ungarischer," setzte die junge Magyarin mit trüben Lächeln hinzu.

Wir hörten einmal einen tiefen Menschenkenner äußern, daß er nie eher den Character eines Menschen beurtheile, bis er ihn beobachtet, in welcher Weise er ein Unglück ertrage. Da, sagte er, scheiden sich die Menschen scharf ab in edle und unedle Naturen. Edle Menschen sind im Unglück anmuthig und harmonisch, die Würde ihres Wesens tritt dann sichtbar hervor, das Unglück wäscht die Schlacken ihrer innern Schönheit ab, während bei unedlen Menschen die ganze Nichtigkeit ihres Wesens ebenfalls entschleiert wird und das, was sie vielleicht in unsern Augen Liebenswürdiges besaßen, haltlos zusammensinkt, weil die äußere Stütze des Glückes ihnen fehlt.

So ist es auch bei ganzen Völkern und ihrem Nationalcharacter. Ungarn zeigte durch die Art, in welcher es im Allgemeinen und im Einzelnen das Unglück

ertrug, daß es zu den edlen Völkern gehörte. Denn unglücklich, sehr unglücklich war Ungarn seit je unter österreichischem Scepter, und wer nur ein paar Wochen in dem schönen Lande weilte, mußte empört werden über die Art und Weise, wie die Regierung mit unerhörter Perfidie und Felonie alle jene Constitutions-Paragraphen, die sie nicht offen umzustürzen wagte, zum Unglücke des Landes zu verkehren wußte! Es giebt nur ein Beispiel in der Geschichte, welches damit zu vergleichen wäre, die spanische Herrschaft in den Niederlanden.

Freilich gab es Menschen in Ungarn, die dabei ganz zufrieden waren.

Ungarn hatte aber im Ganzen einen ehrenwerthen Adel, einen eben so vaterlandsliebenden, eben so aufopferungsfähigen wie England. Denn so gleichgültig, wie im Allgemeinen der deutsche Adel, der dem russischen Grafen sich näher verwandt fühlt, als dem deutschen Bürgerlichen, ein Adel, dem erst die Kaste und dann die Heimath kommt, einen solchen giebt es eben nur in Deutschland.

Der ungarische Edelmann ist vor Allem Ungar! Magyar zu sein ist sein höchster Stolz, und selbst diejenigen, welche Metternichs Politik an Oesterreich zu fesseln wußte, verleugneten nie ihr Vaterland, wie so

viele entartete Söhne Deutschlands es in Frankreich, England und Amerika thun!

Nie haben wohl in so ruhiger Zeit, wie das Jahr 1842 es war, zwei junge anmuthige Mädchen so wenig von Liebe, von Romanen, von Einrichtung und Anzug, und so viel von Volkscharacter, Regierungsformen, Geschichte und Diplomatie gesprochen, wie Agnes und Elisabeth im Castell bei Pesth es thaten. Wäre Herr von Stein ein gewöhnlicher Mann gewesen, er hätte ein höhnisches Naserümpfen beim Anhören dieser Unterhaltungen nicht unterdrücken können! Denn natürlich war, was die Mädchen sagten, nicht immer richtig, nicht immer logisch, und ihre Pläne vor Allem beinahe immer unausführbar. Allem, was Elisabeth über Ungarn sagte, stimmte Agnes in freudigem Glauben, der ihre geringe Kenntniß des Landes ersetzte, zustimmend bei. Rühmte sie aber ihr Vaterland und ihre Landsleute, dann wurde Elisabeth heftig und widersprach; denn im Grunde der Seele haßte sie die Deutschen, ja sie haßte sie! Konnte sie, die von Deutschland nichts kannte, als Wien, Oesterreich, das ihr nächste deutsche Land von Deutschland trennen?

Wenn sie fühlte, daß sie in ihren Widerreden gegen Agnes bitter wurde, dann stand sie wohl auf, legte die Arme um den Nacken der Freundin und sagte

weich: „Reden wir nicht mehr von Ihrem Vaterland! Lassen Sie mich vergessen, daß Sie dem Volke angehören, welches uns so tief niedertritt. Ja, lassen Sie mich vergessen, daß Sie unschuldiges, liebes, sanftes Geschöpf von diesem entsetzlichen Volke abstammen!“

„Ich stamme auch nicht davon ab,“ sagte lächelnd Agnes, „so wenig wie Sie selbst! Was hat mein Vaterland mit Oesterreichs Zwingherrn gemein, als die Sprache — und selbst da — welcher Unterschied!“

Elisabeth schüttelte den Kopf. „Das ist schlimm für Euch Deutsche, daß Ihr kein Vaterland habt!“

„Kein Vaterland?“

„Ja, denn Sie werden mir doch nicht einreden wollen, daß man da von einem Vaterland reden kann, wo jeder Mensch nur Theilnahme für den Lappen Land empfindet, den einst Napoleon oder vielleicht später ein paar alterschwache Diplomaten in Wien seinem Fürsten zugeworfen haben, für das Stück aber, was neben diesem Lappen liegt, wenn auch beide früher ein einiges Ganze waren, nur als Fremder empfindet! So ein Land, wo Jeder für Alle fühlt, das ist wie das Land, was aus Gottes Händen selbst hervorgegangen ist, die Natur. Da liegen Wälder und Berge und Wiesen und Seen, Flüsse und Hügel bunt durch einander und zie-

ren und schützen und begrenzen und schirmen Eines das Andere, und bilden ein Schönes, ein Ganzes, und der Mensch beugt seine Kniee und sagt: „Welch wunderherrliches Land!

Ihr aber in Eurem Deutschland, Ihr kommt mir vor, wie der Garten, den ein holländischer Kunstgärtner abgeschnörkelt hat, alle Sorten in abgesonderten Beeten. Da giebt es wohl Nelken- und Tulpen- und Aurikel- und Rosenbeete, die wollen nun wohl alle Nelken, Tulpen, Aurikel und Rosen, aber um Gotteswillen keine Blumen sein; und so haben die Deutschen auch nicht einmal einen kleinen Garten, wie ihn der freie Mann, der Engländer sich anlegt."

Herr von Stein und seine Tochter hatten die junge Ungarin nicht unterbrochen, sondern ihr mit der größten Aufmerksamkeit, ja mit dem größten Vergnügen zugehört! Mit glühenden Wangen, hochgehobener Brust und tiefer, klangvoller Stimme hatte sie ihren Unmuth, ihre Verachtung gegen das feindliche Deutschland von sich geschleudert.

Plötzlich kam aber wie ein erschreckendes Besinnen über sie, sie beugte sich erblassend und erschreckend, mädchenhaft schüchtern zusammen und sagte leise:

„O meine lieben, lieben Freunde, Sie sind mir

doch nicht böse — ich habe Sie doch nicht beleidigt? Schelten Sie mich, daß ich mich meinen gütigen Wirthen gegenüber so sehr vergessen!"

„Sie schelten?" sagte Herr von Stein, herzlich ihre Hand nehmend, „davor bewahre mich Gott, ich habe meine Freude an Ihnen und überdem haben Sie diesmal vollkommen Recht!"

Agnes nickte mit dem Kopfe. „Ja, bei uns" —

Herr von Stein legte ihr die Hand auf den Mund. „Nun genug. Laß lieber Elisabeth uns erzählen von der Nachbarschaft, die wir hier mit ihr aufsuchen sollen, von den ungarischen Familien, bei denen sie uns versprochen einzuführen."

„Die meisten," antwortete Elisabeth, „sind Menschen, wie man sie überall trifft. Sie bringen den Sommer hier auf ihren Gütern zu und sparen ihr Einkommen, um es im Winter in Wien vergeuden zu können. Davon macht eigentlich nur eine Familie eine glorreiche Ausnahme, sie bewohnt immer, Winter und Sommer, eine Pusta hier ganz in der Nähe. Für Sie, als Fremde, ist diese Familie doppelt interessant, weil sie in ihrer ganzen Lebensweise, Dank dem Familienhaupte, der alten Frau von Horvath, der ungarischen Landessitte treu geblieben ist. Frau von Horvath führt mit ihrer Familie ein ächt patriarchalisches Leben und

ist überhaupt eine merkwürdige Frau. Sie hat drei Söhne und drei Töchter und ist sehr reich; die Söhne sind verheirathet, und jedem hat sie auf ihrer großen Pusta ein eigenes Haus gebaut und ihm Gärten und Felder dazu gegeben, sammt ihrem Antheil an baarem Vermögen. Von den drei Töchtern aber ist keine verheirathet, obgleich es ihnen nicht an Freiern gefehlt; denn sie sind gut und brav, nicht häßlich, und — reich. So willig sich die Mutter bei den Heirathen der Söhne hatte finden lassen, so unbeugsam war sie im selben Punkt bei den Töchtern. Für einen Mann, sagte sie, ist es ein Glück, eine Frau zu haben, aber für uns ist es ein großes Unglück, verheirathet zu sein, und ich will meine Töchter alle drei lieber im Sarge als am Altare sehen. Sie selbst soll gar nicht unglücklich verheirathet gewesen sein, aber ihren Mann schon verloren haben, als noch ein Theil der Kinder klein war. Mit eiserner Festigkeit hat sie die Kinder erzogen, das Gut bewirthschaftet, das Vermögen verwaltet, und obgleich die Söhne und selbst die Töchter längst ihr Vermögen in Händen haben, wagt dennoch keines von ihnen, der Mutter auch nur im Geringsten zu widersprechen."

„Dahin müssen wir," sagte Herr von Stein lebhaft; „diese alte Königin muß ich kennen lernen. Gleich

morgen wollen wir hinfahren; könnten Sie uns nicht anmelden, Fräulein Elisabeth?"

„Gewiß, Mischka kann morgen früh hinüberreiten und uns zum Nachmittag anmelden, wir werden dann zur „Jausse" da behalten, und da sollen Sie einmal ungarische Gasterei kennen lernen. Ich werde an Marie, das jüngste Fräulein, mit welcher ich am meisten befreundet bin, ein paar Zeilen senden."

Viertes Kapitel.

Am andern Morgen kam Mischka mit der höflichsten Einladung für Fräulein von Serenyi und die Fremden von der Pusta zurück.

Am Nachmittage, gerade als Herr von Stein mit den beiden jungen Mädchen in den Wagen steigen wollte, um zu Frau von Horvath zu fahren, kam ein Bote von Elisabeths Bruder August aus Pesth angeritten. Er brachte einen Brief an Herrn von Stein und sollte auf Antwort warten, denn es handelte sich um mehrere Unterschriften des Herrn von Stein, welche für den gerichtlichen Abschluß des Verkaufs des Gutes noch nöthig waren und die Herr von Serenyi schon am andern Morgen in Händen haben mußte.

„Es bleibt mir nichts Anderes übrig,“ sagte Herr von Stein ärgerlich, „als zurückzubleiben — diese Sachen muß ich durchlesen und abfertigen.“

Agnes wollte nicht ohne ihren Vater fahren, deshalb versprach er denn, binnen einer Stunde nachkommen zu wollen, wenn sie ihm sogleich den Wagen zurückschicke, was leicht zu bewerkstelligen war, da man in einer halben Stunde auf dem Gute sein konnte, wie Fräulein von Horvath versicherte.

So stiegen denn die beiden jungen Damen ein und Mischka schwang die Peitsche über seine drei leichten Pferdchen, die in einer Linie neben einander dahin schossen, als ginge es durch die Luft.

Als die Damen in den Hof der Pusta einfuhren, trat ihnen in der Thüre des Hauses eine große Gestalt mit starken, männlichen Zügen entgegen. Es war eine Frau, nahe den Siebzigen. Sie trug einen blauen faltigen Rock von Baumwolle, ein schwarzes Tuchjäckchen mit Schößen, und um Kopf und Hals hatte sie ein dunkelbraunes Tuch gewickelt, so daß man weder Haube noch Haare sah. Sie umarmte Elisabeth zärtlich; es war Niemand anders als Frau von Horvath. Nun wurde Agnes ebenfalls umarmt und auf beide Wangen geküßt; dann wendete die Dame sich wieder zu Elisabeth und dankte dieser, daß sie ihr den Gast gebracht. Sie sprach leider nur ungarisch, mit Agnes konnte sie sich also nur durch die Gefälligkeit eines Dritten unterhalten. An der Thüre des Zimmers standen die drei Fräu-

lein, eine fünfundvierzig, die andere vierzig, die jüngste dreißig Jahre alt. Diese waren städtisch, aber äußerst einfach gekleidet. Es waren drei blasse, schmale, verblichene Gesichter, voll stiller Resignation und Duldung; aber was sie alle drei anziehend machte, war die unendliche Herzensgüte, die aus ihren Zügen sprach. Auch sie begrüßten den Besuch mit Umarmungen.

Das Gemach, in das man nun trat, war lang, niedrig und finster. In der Mitte stand ein Tisch, der beinahe die Länge des ganzen Zimmers einnahm. Er war mit einem weißen Tuche bedeckt, worauf Früchte aller Art, Melonen, Trauben, Pfirsiche, Aepfel, Birnen, in altfränkischen Schüsseln und Tellern standen. An den Wänden waren hohe, geschnitzte Sessel zu sehen, in einer Ecke stand ein Wandschrank mit verhangenen Glasthüren, in einer andern ein alterthümliches Klavier, kein Kanapee.

Die jüngste Tochter holte selbst den Kaffee. Elisabeth und Agnes mußten sich setzen, während keine der Frauen des Hauses Platz nahm; jede stellte sich an eine Ecke des Tisches, um den Gästen aufzuwarten. Agnes war darüber im höchsten Grade betroffen und fragte leise ihre Freundin, was das zu bedeuten habe. „Alte Sitte," sagte sie lächelnd, „jeder Gast ist ihnen ein König." — Mit unglaublichem Eifer wurde in die Damen

gedrungen, zu essen und zu trinken, und das Obst lag gehäuft auf den Tellern; die Wirthinnen waren trostlos, als der Besuch erklärte, fertig zu sein und aufstehen zu wollen.

Elisabeth bat die Mädchen, zu singen und zu spielen. Die Jüngste setzte sich sogleich gefällig an das Klavier und sang mit ihrer schwachen, sanften Stimme ein melancholisches Volkslied. — Elisabeth verrieth nun, daß Agnes auch singe. Ihr war das leid, hier that sie es nicht gerne, hier wollte sie nur sehen und hören. Die Mädchen aber fielen beinahe auf die Kniee vor ihr, sie beschworen sie, ihnen etwas aus einer Oper vorzusingen; sie hatten nie eine gehört, und so sang sie denn „Casta diva." Die drei Fräulein umstanden sie aufmerksam mit weit offenen Augen und sagten, als sie geendigt: „Das war eine andere Musik als unser armes Spiel." Die jüngste nahm Agnes' Hand und sagte traurig: „O, bleiben Sie immer bei uns, Sie liebes Weltkind! Aber freilich, Sie sind noch jung, Sie müssen wieder hinaus, aber ich muß hier bleiben, bis ich sterbe, dann ist ja Alles gut!"

Sie führten Agnes nun im Hause herum. Das Zimmer ihres jüngsten Bruders war zu seinem Empfange eingerichtet, da sie ihn jeden Augenblick erwarteten; nachdem er seine Frau für einige Zeit zu ihren

Eltern gebracht, und nach einem kurzen Aufenthalte in Pesth, wollte er hier einige Wochen zubringen. Dies Zimmer erschien Agnes als das einzige behagliche im Hause, es war elegant und modern eingerichtet mit Lehnstühlen, einem Wiener Flügel und einer ziemlichen Menge großer Bücher. Die Fräulein des Hauses erzählten Agnes, daß ihr Bruder ein halber Gelehrter sei, durch seine Kenntnisse in der Naturwissenschaft sei sein Name in halb Ungarn rühmlich bekannt. Agnes unterdrückte ein Lächeln, denn ihr schien, als sei das nicht sehr schwer, da in Ungarn die Gelehrten wohl nicht zu häufig sein konnten; da gebührte ihrem Vaterlande die Palme!

Plötzlich wurden sie durch einen lauten Lärm im Hause unten im Gespräch unterbrochen.

Die Fräulein eilten hinaus, um nachzusehen, während Agnes einsam im Zimmer des jungen Mannes zurückblieb, denn Elisabeth war unten bei Frau von Horvath geblieben. Endlich kam das jüngste Fräulein, um Agnes mitzutheilen, daß die beiden Erwarteten, Herr von Stein und der junge Horvath zugleich eingetroffen.

Agnes sollte nun auch hinunterkommen. Beim Eintritt in den Saal begrüßte sie ihren Vater, der im Gespräch mit einem auffallend schönen Menschen, und zwar

von ächt ungarischer, feiner Schönheit, begriffen war. Ihr Vater stellte ihn ihr vor, es war der Sohn des Hauses. Man setzte sich, der Tisch wurde von Neuem mit Schüsseln und Tassen, Kuchen und Obst beladen, nur setzte sich diesmal Frau von Horvath mit der ältesten Tochter zu ihrem Sohne Lajos, von dessen lebhaft bewegtem Antlitz ihre Mutteraugen nicht ließen.

Jetzt erst bemerkte Agnes, daß noch ein dritter Herr anwesend sei; sie fragte Elisabeth nach ihm; Herr von Horvath, den auch wir bei seinem Taufnamen kurz Lajos nennen wollen, hörte die Frage, sprang eifrig auf und sagte, sich an Agnes wendend: „Bitte tausendmal um Verzeihung, Fräulein von Stein, daß ich versäumt, Ihnen meinen Freund vorzustellen! Herr Doctor Rose, ein Landsmann von Ihnen.“

Agnes erhob sich und verbeugte sich in ihrer freundlichen Weise, als sie aber ihr erröthendes Gesicht — sie erröthete bei jeder solchen Gelegenheit — wieder aufrichtete, um den Fremden anzusehen, stand er da mit einem Blick auf sie, von dem sie selbst nicht wußte, ob er mehr ihre Ueberraschung oder ihren Zorn hervorrief.

Seine großen, hellen, blauen Augen trugen das deutliche Gepräge spöttischer Neugier und schienen beinahe hörbar zu fragen: „Also das ist sie, um die man so viel Umstände gemacht hat?“

Agnes war zu schön, um nicht, ohne daß sie sich selbst dessen bewußt war, an eine gewisse Bewunderung oder doch mindestens Ueberraschung bei jeder männlichen neuen Bekanntschaft gewöhnt zu sein.

In den Zügen dieses jungen Mannes fand sie zum ersten Male nichts davon — und was berechtigte ihn, sie so übermüthig anzusehn? Was konnte er von ihr wissen? Nachdem sie sich von ihrer Ueberraschung erholt, unterwarf sie ihn einer scharfen Prüfung, die er mit dem größten Gleichmuth ertrug, indem seine hellen Augen ihren dunkeln, großen, stolz auf ihn gerichteten Sternen durchaus nicht aus dem Wege gingen.

Sie musterte ihn genau. Er war nicht, was man schön nennt, dazu war er für einen Mann zu fein gebaut, zu blaß und überhaupt zu wenig in die Augen fallend. Er sah klug, intelligent, ja er sah aus wie ein Denker, aber das war auch Alles! Hatte er von ihr reden hören? wo — was hatte er gehört? Ihre gute Laune war dahin; dieser Doctor Rose mit seinen unausstehlich klaren Augen war dem reizbaren Mädchen der Gifttropfen in ihrer unbefangenen Freude geworden.

Sie hatte seine Stimme noch nicht gehört, als ihr Vater sich mit der Frage: „In welcher Gegend von

Deutschland sind Sie zu Hause, Herr Doctor?" an ihn wandte.

Unser alter Bekannter schwieg einen Augenblick, dann sagte er rasch: „Aus Schwaben, Herr Baron, oder wenigstens," setzte er lächelnd hinzu, „was man hier zu Lande Schwaben nennt und worunter man ja das ganze südliche Deutschland außer Oesterreich und Bayern versteht."

Der alte Herr war zu fein, um nicht zu fühlen, daß ihm Rose absichtlich eine ausweichende, ungenaue Antwort gab. Er schloß daraus, daß es dem jungen Mann aus irgend einem Grunde unangenehm sei, den Ort seiner Heimath zu nennen, und drang deshalb nicht weiter in ihn — den wahren Grund konnte er natürlich nicht errathen.

Prinz Albert hatte Wilhelm während der gemeinschaftlichen Reise vollständig zum Vertrauten seiner Liebe für Agnes gemacht. Wilhelm hatte aus Alberts Erzählungen sich weder von Agnes' Charakter, noch von dem Grade ihrer Zuneigung für den Prinzen ein klares Bild machen können, und eben, weil sie ihm räthselhaft war, hatte sie in ihm jenes aus Theilnahme und Neugierde gemischte oberflächliche Gefühl geweckt, welches wir gewöhnlich mit dem Worte „Interesse" bezeichnen.

Hier lernte er das Mädchen nun durch einen wunderbaren Zufall kennen, denn nach Alberts Erkundigungen in Wien mußte er glauben, was diesem erzählt worden, Herr von Stein habe sich nämlich in der Nähe von Ketskemet niedergelassen.

Herrn von Stein erinnerte er sich aus seiner Knabenzeit sehr wohl auf Waldheim gesehen zu haben, Agnes hatte er dadnrch sofort erkannt. Im ersten Augenblicke fand er sie nicht so schön, wie er sie sich gedacht. Nicht daß Albert in seiner Schilderung übertrieben, aber Wilhelm hatte in ihr eine Art von Schönheit vermuthet, die ihm mehr zusagte, weil sie seinem Character angemessen war, wie das ja so häufig bei Beurtheilungen maaßgebend ist. Als Herr von Stein ihn nach seiner Heimath fragte, hatte er unbefangen Waldheim nennen wollen, da fiel ihm ein, daß er von diesem Augenblick an für Agnes nur noch ein Appendix von Albert sein würde; das wollte er nicht und überdem wünschte er unter vier Augen die Wirkung der Zauberformel: Waldheim, auf Agnes zu erfahren. An ihrem Benehnem bei seiner Erklärung: Ich komme von Waldheim, mußte er deutlich erkennen können, ob sie Albert liebe, ja ob sie ihn je geliebt habe. Seine Zauberformel wollte er also nicht unnöthig verpuffen, es waren auch zu solch einer Beobachtung zu viele Zeugen da.

„Wollen Sie sich als Arzt in Pesth niederlassen?“ fragte Herr von Stein wieder nach einer Weile.

„Ich habe Lust dazu,“ sagte Rose nachlässig, „werde aber auf jeden Fall erst das Land durchstreifen, denn in Ungarn zieht mich gerade das Land mit seiner wilden Uncultur am meisten an.“

„Als ob wir Barbaren wären,“ sagte lächelnd der junge Horvath.

„Danken Sie Gott, daß Sie es sind. Obgleich ich für und durch die Bildung lebe, so liebe ich sie dennoch nicht. Sie verflacht das Leben und die Charactere und raubt ihnen jede Ursprünglichkeit — und Poesie ist ja nichts Anderes!“

Er sah Agnes an mit der festen Erwartung, daß sie etwas sagen würde, denn für sie und auf ihre Genialität bauend hatte er ja diese Worte gesagt, denen sie beistimmen sollte; aber sie schwieg und spielte gleichgültig mit den Ringen an ihren schlanken Fingern.

Herr von Stein sagte lächelnd: „Wenn ein gebildeter Mensch auf die Cultur schilt, so kommt mir das immer vor, als wenn ein Naturmensch auf Essen und Trinken schilt. Beide können Beides nicht entbehren, möchten es aber gerne, wenn sie nur ohne dasselbe leben könnten.“

„Sie sagen das und Sie haben sich doch hier angesiedelt, Herr Baron?“

„Erstens sind wir hier durchaus nicht so außerhalb der Cultur, wie Sie glauben, und dann bin ich ein alter Mann, der von Allem genug hat, und überdem ist mir hier mein angenehmster Zeitvertreib, die Gesellschaft meiner Tochter, gesicherter als „draußen.“

„Aber Ihre Fräulein Tochter?“

„O, die ist noch jung genug, um später die Welt mit allen ihren Verfeinerungen genießen zu können, und alt genug, um selbst zu würdigen, was sie einsetzte, indem sie eine deutsche Residenz gegen ein ungarisches Landgut vertauschte. Nicht wahr, Agnes?“

Agnes nickte freundlich ihrem Vater zu und sagte mit wieder heiterm Ausdruck: „Ich war es ja, die Dich nach Ungarn verlockte, Väterchen.“

Wilhelm griff diese Aeußerung auf, um eine Unterhaltung mit Agnes daran zu knüpfen.

„Auf Ihren Wunsch, gnädiges Fräulein, ist Ihr Herr Vater in die Landeinsamkeit gezogen? Was kann denn eine so junge Dame bewogen haben, alle ihre Ansprüche an die große Welt so leicht aufzugeben?“

„Laune, nichts als Laune, Herr Doctor,“ sagte Agnes ironisch. Jeder Mann weiß ja, daß Launen das einzig bewegende Princip aller Frauenhandlungen sind!“

„Was berechtigt Sie anzunehmen, mein gnädiges Fräulein," sagte Wilhelm mit komisch sanfter und süßer Stimme, „daß ich so grenzenlos albern bin, eine solche Antwort von Ihnen zu verdienen?"

Agnes hätte gern gesagt: „Weil Sie mich so impertinent angesehen haben," aber das ging nicht, sie mußte also einen Umweg nehmen, doch sie nahm den kürzesten und sagte, indem sie lachte, um ihrer Antwort einen harmlosen Anstrich zu geben: „Sie haben mir nur den Eindruck gemacht, den uns Mädchen alle unsere weltbeherrschenden Zeitgenossen machen, den eines sehr selbstzufriedenen, die Welt und besonders die Frauen von Oben herab betrachtenden Philosophen."

„Lieben Sie die Philosophen?" fragte nun Wilhelm statt aller Rechtfertigung.

Und Agnes schüttelte lachend den Kopf.

„Also die jungen Männer überhaupt nicht?"

Das war wieder sehr impertinent, und doch fühlte Agnes, daß sie diese Frage eigentlich hervorgerufen, sie ergriff daher eine ächte Frauenauskunft, sie sprang ab.

„Wir wollen nicht unsere abgesonderte Unterhaltung zu lange fortführen, Herr Doctor. Sie kennen wohl die alte Behauptung, daß, wenn zwei Deutsche sogar am Nordpol zusammentreffen, sie so lange ihre Ansichten erörtern, bis sie in Streit geratehn. Wir

wollen diesen einigen Ungarn selbst nicht im Kleinen den Triumph gönnen, die deutsche Uneinigkeit mit Augen zu sehen."

„Nur noch ein Wort, gnädiges Fräulein, nur eins, um nämlich auszusprechen, wie leid es mir thut, daß Ihr Nationalstolz Sie verhindert, mich zu Ihrem Feinde werden zu lassen; denn wenn man sich Jemand beim ersten Zusammentreffen ohne irgend einen Grund zum Feinde ausersieht, so ist das von einer Dame Ihresgleichen jedenfalls ein eben so hoher Beweis von Achtung, als wenn ihn eine Andere so ohne Weiteres zum Freunde ausersieht."

Agnes ärgerte sich über den jungen Mann immer mehr, sie fand ihn unerträglich, aber zum ersten Male seit langer Zeit wußte sie nicht einen Vorwitzigen zurechtzuweisen; sie fühlte, daß sie in ihrer bisherigen Unterhaltung durch jede Zurechtweisung, die sie ihm ertheilt, Grund verloren statt gewonnen hatte. Sie schwieg deshalb, indem sie nur die Hand etwas erhob und lächelnd die Geberde des Abwehrens gegen ihn machte.

Für Wilhelm fand sich keine Gelegenheit mehr, eine Unterhaltung mit ihr anzuknüpfen, weil sie sich unablässig mit den Damen des Hauses beschäftigte; nur beim Abschied fand er noch einen Augenblick, wo er ihr sagen konnte: „Nicht wahr, wenn einmal keine

Ungarn zugegen sind, geben Sie mir die gnädige Erlaubniß, mich zu Ihrem „Feinde“ auszubilden?“

Agnes erröthete, ihre Oberlippe zuckte mehrmals, ohne daß sie sprach, dann rief sie aber rasch:

„Es ist ein alter Satz: der Mensch lernt nichts, als was er schon weiß; vielleicht kann man hinzusetzen: er bildet sich zu nichts, als was er schon ist. Denken Sie einmal darüber nach, Herr Doctor.“

Wilhelm verbeugte sich lächelnd und verbeugte sich nochmals, als der Wagen abfuhr, und sein blonder, kluger Kopf war das Letzte, was Agnes sah, als sie zum Thore hinausfahrend sich noch einmal nach der Familie umwandte.

Bei der Rückfahrt fragte Herr von Stein seine Tochter, wie ihr der junge Arzt gefallen; da es aber zu Agnes' Eigenthümlichkeiten gehörte, daß sie alles Unangenehme erst in sich überwinden mußte, ehe sie davon sprechen konnte, während das Angenehme, Erfreuliche gar keinen Reiz für sie hatte, wenn sie nicht Gelegenheit fand, sich auszusprechen — mit Einem Worte, sie behielt ihren Aerger für sich und theilte ihre Freude mit — so sprach sie sich auch jetzt nicht aus.

An Wilhelm vermochte sie nicht ohne tiefen Groll zu denken. Es war freilich nur ein ganz gewöhnlicher Mädchengroll, aber eben weil ihr dieser Groll selbst

ohne tiefere Berechtigung erschien, war er ihr doppelt unangenehm, und ein Theil dieses Gefühls fiel natürlich auch auf seinen Urheber zurück.

Als ihr Vater die Frage wiederholte, antwortete sie kurz: „O, er scheint mir ein gescheidter Mensch zu sein.“

„Scheint?“ rief Elisabeth verwundert. „Er ist es ganz gewiß.“

Herr von Stein fragte lächelnd die junge Ungarin, welche so gar besondere Weisheit denn der junge Mann entwickelt?

„Haben Sie nicht seine Augen betrachtet?“ rief lebhaft Elisabeth; „darin steht es ja deutlich geschrieben. Ich habe noch nie so bedeutende, helle Augen gesehn.“

„Dann hat aber Agnes doch Recht, wenn sie sagt: er scheint. Denn das, was Sie in seinen Augen lesen, ist doch offenbar nur der Schein des Verstandes, der sich Ihnen zeigt, aber nicht der Geist selbst.“

„Sie deutscher gründlicher Baron,“ lachte Elisabeth, „ist nicht, was ich sehe, eben so gut, wie was ich höre? Ist nicht ein intelligenter ironischer Blick oft unendlich schlagender, als ein schwerfälliges Wort? Kann nicht ein Blick des Einverständnisses uns unendlich mehr von einer Seele erfahren lassen, als die ausführlichsten Erklärungen?“

Herr von Stein hob neckend den Finger. „Fräulein Elisabeth, Sie reden da von Blicken des Einverständnisses“ —

Eine dunkle Rede bedeckte die hohe Stirne der Ungarin, sie machte eine abwehrende Bewegung, dann aber überwand sie sich sichtlich und sagte, indem ein paar Thränen in ihren hellbraunen Augen standen und sie die Hand des alten Herrn ergriff:

„Nehmen Sie mir es nicht übel, Herr Baron, wenn ich ganz offen eine Bitte gegen Sie ausspreche?“

„Liebes, gutes Kind, sagen Sie, was Sie wünschen.“

„Nun wohl, so bitte ich Sie, necken Sie mich nie mehr mit einem jungen Manne in der Weise, wie Sie eben gethan. Ich habe das nie gut vertragen können, jeder Gedanke eines näheren Verhältnisses zu einem Manne ist mir von jeher ganz fremd gewesen, bis — bis dieser Gedanke eine Gestalt fand und für lange, lange Zeit mein Herz erfüllte. Ich habe das jetzt überwunden, Sie wissen, nach welch traurigen Erfahrungen! Ich denke nie mehr an Liebe, nie mehr an den, der allein einmal mir dies Gefühl einzuflößen wußte, ich halte mich auch für ganz geheilt, bis ein Wort in der Weise, wie Sie es eben äußerten, mir entdeckt, daß mein Herz doch nur ein geflicktes, mit Religion

und Selbstüberwindung zusammengeleimtes Ding ist — necken Sie mich nie mehr, denken Sie, ich wäre eine alte Frau!"

Herr von Stein küßte ihr statt aller Antwort die Hand, und mit einem Druck der Hände ward auch das Gelöbniß gegeben und empfangen, nie mehr die schmerzende Saite zu berühren.

Agnes aber betrachtete ihre Freundin mit einigem Erstaunen, weil sie einsah, daß sie nicht bloß ganz anders war, wie alle ihre bisherigen Mädchenbekanntschaften, sondern auch ganz verschieden von ihr selbst. Elisabeth kam ihr eben wie ein Mann vor, so klar, so offen, so ohne eine geheime, schüchterne, verschleierte Neigung; sie vergaß, daß Elisabeth ein ganz unverkümmertes Naturkind war, bei dem jede innere Blüthe sich frei und unbefangen nach Außen hin entwickelt hatte, daß sie darum so offen war, wie es sonst nur Männer sind — wenn sie es nämlich nicht der Mühe werth halten, sich zu verstellen!

Fünftes Kapitel.

Ein paar Tage darauf kam die Familie Horvath angefahren, um ihren Gegenbesuch abzustatten; auch der junge Doctor ritt mit Herrn von Horvath neben dem Wagen, worin die drei Schwestern saßen. Frau von Horvath ging nie aus ihrer Pusta heraus. Agnes stand zufällig am Fenster, als die Gesellschaft ankam, und sie konnte nicht umhin zu bemerken, wie vortheilhaft sich Wilhelms feine Gestalt in leichter, nachlässiger Haltung zu Pferde ausnahm. Er grüßte sie auf das Ehrfurchtvollste, was er jeder Dame gegenüber that, obwohl es für die, die ihn näher kannten, etwas Auffallendes hatte, da er außerdem wenig galant und aufmerksam, ja zuweilen unverantwortlich nachlässig in seinem Benehmen gegen das andere Geschlecht war. Die Fürstin Rosalie pflegte oft neckend von ihm zu

sagen: „Er kann nicht galant und aufmerksam gegen uns sein, denn alle in ihm vorräthige Ehrfurcht und Aufmerksamkeit verschwendet er schon beim Eintritt in seinem Compliment.“

Die wahre Ursache aber lag nur in einer ihm in frühester Kindheit von seiner Mutter beigebrachten Gewohnheit, die immer zu sagen pflegte: „Ein Gruß ist da, um Achtung oder Ehrfurcht zu bezeugen; wird also diese Gesinnung nicht dabei an den Tag gelegt, so ist er ein Unsinn oder gar eine Beleidigung, und wer möchte sich so etwas zu Schulden kommen lassen?„

Wilhelm hatte seitdem freilich unendlich weisere, klügere und praktischere Auslegungen eines Grußes gehört, wie denn überhaupt ein junger Mann beim Eintritt in die Welt mit nichts reichlicher empfangen wird, als guten Rathschlägen, um — sich möglichst unangenehm zu machen. Wilhelm hatte sich aber nie an diese Dinge gekehrt, er hatte immer nur gethan, was seine Mutter ihm gesagt und — was ihm selbst angenehm, bequem und unterhaltend war, eine Rücksicht, die freilich oft ein gefährlicher Rathgeber und Wegweiser wurde.

Agnes sagte lächelnd zu Elisabeth: „Bitte, besorgen Sie die Erfrischungen, damit wir nicht zu sehr hinter dem Empfange der Familie zurückbleiben, denn so

auftragen zu lassen, wie Ihr Ungarn es versteht, und daß die Tische sich biegen, dazu muß man in Eurem Lande erst mehr acclimatisirt sein als ich."

Elisabeth versprach eine ächt ungarische Jausse zu beschaffen, und schwer beladen mit allen möglichen Schlüsseln verließ sie das Zimmer, während Agnes ihrem Vater folgte, um die Gäste zu empfangen.

Ueber die drei Schwestern konnte sich Agnes heute nicht genug verwundern; wenn der Ausdruck bei drei so blassen, schüchternen, verkümmerten Mädchen nicht geradezu lächerlich wäre, würde man sagen können, sie waren ausgelassen. Offenbar wirkte das Gefühl, den Augen der strengen Mutter weit entrückt zu sein, gleich einem berauschenden Trank auf sie. Bei einem Spaziergange, den die Gesellschaft in die ausgedehnten Gemüsegärten (denn alle andern Gartenanlagen waren noch im Werden) unternahm, trat Wilhelm an Agnes' Seite und äußerte gegen sie eine Bemerkung über die Veränderung seiner Hausgenossinnen, deren lautes Lachen eben die Luft erfüllte. Er schrieb sie natürlich derselben Ursache wie Agnes zu. Agnes hörte seine Rede freundlich an, denn er war ja heute ihr Gast.

„Nicht wahr, gnädiges Fräulein," fuhr er fort, „diese alte Frau ist Ihnen auch eine überaus merkwürdige Erscheinung?"

Und als Agnes bejahte, setzte er lachend hinzu: „Schon um ihretwillen allein wäre es der Mühe werth, eine Reise nach Ungarn zu unternehmen. Schade, daß ich kein Dichter bin, und Ungarn nicht im Kriege gegen Oesterreich aufsteht, welche Heldin wollten wir zwei, der Krieg und ich, aus dieser steinernen Patriotin machen! Ich habe nie bei einer Frau einen so felsenfesten Willen, ein so unrührbares Herz gesehen. Sie ist bewundernswürdig!"

„Bewundern Sie solche Eigenschaften wirklich?"

„Darf ich Ihnen ganz offen meine Meinung über Ihr Geschlecht aussprechen? Werde ich nicht in ganz unrettbare Ungnade dadurch bei Ihnen fallen?"

„Nur immer zu," lachte Agnes, „ich will **en revanche** eben so offen über das Ihrige sprechen."

„Nun wohl! Erstens muß ich Ihnen erklären, daß ich Ihr Geschlecht ganz nach der Ansicht Lord Chesterfields begrenze — nämlich, daß mir nur reizende Frauen als Frauen erscheinen, während ich die häßlichen entschieden zu den Männern zähle, auch eben so gerne diesen vollkommene Emancipation bewilligen würde, da sie in meinen Augen furchtbar beklagenswerth sind; nachdem die Natur ihnen keinen einzigen Vortheil ihres Geschlechts gegeben, lassen die Menschen sie nur die Nachtheile davon empfinden."

„Was denken Sie nun von den von Ihnen anerkannten, nämlich den schönen Frauen?" fragte lachend Agnes.

„Da giebt es nun zweierlei. Die Guten leben nur in der Atmosphäre der äußern Eindrücke. Wer und was ihnen gefällt, wer und was sie rührt, bestimmt ihre Handlungsweise, ihr Urtheil, ihre momentane Richtung. Was ihnen nicht gefällt und sie nicht rührt, mag es noch so erhaben, zum Erfolge berechtigt, oder noch so unglücklich und mitleidswerth sein, wird von ihnen ignorirt oder selbst, wenn ein Gegner desselben ihr Wohlgefallen oder ihr Mitleid zu erringen weiß, verdammt. Das sind die guten schönen Frauen."

„Ich verstehe," sagte noch immer lachend Agnes. „Nun aber die bösen?"

„Bös ist nicht der richtige Ausdruck, bös ist keine schöne Frau, sie ist nur nicht gut, und dafür ist sie auch nicht verantwortlich, denn sie hat kein Herz! sie handelt also nur immer so, wie es ihr am bequemsten, am angenehmsten, am unterhaltendsten ist, sie kann aber natürlich sehr viel Böses stiften, weil sie ganz mitleidslos ist."

„Im Grunde ist diese Art," sagte Agnes mit ernsthaftem Gesicht, „für das allgemeine Menschenwohl aber doch noch besser, denn da die andere ihr Herz nur

hat, um sich confus machen zu lassen, so kann diese mit ihrem Herzen und ihrem falsch angewandten Mitleid viel größeres Unheil stiften, als jene, die nur ihren Egoismus zur Richtschnur nimmt."

„In gewissen Fällen ja, mein gnädiges Fräulein, im Allgemeinen nein, und überdem hat die Herzlose den ungeheuren Nachtheil, daß sie nicht liebenswürdig mehr erscheint, sobald man sie erkannt hat, während die Weiche, Mitleidige, Großherzige, wenn sie in falschem Eifer auch noch so viel Unglück stiftet, doch nie die Krone der Anmuth, jenes kostbarste Frauenkleinod, einbüßt."

„Und woher haben Sie dies System, mein Herr Doctor?"

Wilhelm wies statt aller Antwort lachend auf seine Stirne. Agnes bog sich näher zu ihm und sagte ernsthaft: „Da haben Sie ja eine große, senkrecht laufende Falte — die haben Sie wohl von der Anstrengung beim Ausdenken dieses superklugen Systems bekommen, denn wo kam sonst Ihre Jugend zu solch „tiefen Eindrücken?"

„Diese Falte sagte Wilhelm, aus dem leichten Tone, in dem er bisher gesprochen, plötzlich zu einem ernsteren übergehend, „diese Falte ist mir eine liebe Erinnerung. So oft ich sie fühle beim Berühren meiner Stirne, tritt

mir die Liebe meiner verklärten Mutter vor's Auge, die sich mir nie so lebhaft gezeigt, als da ich durch einen Sturz von der Steintreppe unseres Hauses mir hier diese tiefe Wunde schlug. Ich war damals zehn Jahre alt, aber ich kann noch nicht daran denken ohne Bewegung — da, an ihrer Verzweiflung wurde mir klar, wie lieb sie mich hatte, sie glaubte mich in Gefahr!"

„Sehen Sie, Herr Doctor, der Himmel steht mir bei im Kampfe gegen Ihr ungerechtes Männerurtheil. Im Moment, wo Sie unverantwortlich unser ganzes Geschlecht verdammen, führt eine zufällige Aeußerung von mir Ihnen das Bild Ihrer verklärten Mutter vor, Ihrer Mutter, die Sie doch unter keine der beiden von Ihnen bezeichneten Rubriken stellen."

Wilhelms Auge leuchtete zornig auf, tiefer noch zog sich die tiefe Falte auf seiner Stirne, und nach einer ziemlich langen Pause sagte er abgebrochen:

„Jemand, wie meine Mutter, lebt nicht mehr, sie war ein Engel — und deshalb ist sie auch so früh gestorben! Mein Vater nicht, ich nicht, Niemand verdiente in ihrer Nähe zu athmen."

Agnes schwieg, aber sie grollte dem unhöflichen Menschen nicht, die tiefe, leidenschaftliche Verehrung seiner Mutter hatte sie ganz mit ihm ausgesöhnt, er

hatte dadurch, ohne es zu ahnen, alle üblen vorhergehenden Eindrücke verwischt. Die stärkste Saite ihres starken Herzens, die Liebe zu ihrem Vater, ihre Mutter kannte sie ja nicht, hatte er sympathetisch dadurch angeschlagen; und machte sie es ihrem Vater gegenüber nicht gerade so, wie Wilhelm? Auf alle Männer sah sie mit Gleichgültigkeit, auf die meisten mit Geringschätzung, während sie ihren Vater vergötterte.

Als Wilhelm gegen Abend mit seinen Gastfreunden auf die Pusta zurückkehrte, empfing die alte Dame sie unter dem Thore.

„Wie lange seid Ihr geblieben! Wer wird bei einem ersten Besuche sich so verweilen!“ Dann sagte sie hart zu ihren Töchtern: „Und Ihr habt keine Mäntel mitgenommen! Meint Ihr, man müsse immer noch für Euch sorgen?“

Und damit wendete sie ihnen grollend den Rücken. Zitternd und blaß stiegen die Drei aus, Keine suchte in der Andern Blicken Trost, Jeder war das Weinen näher als das Lachen, welches eben noch vor dem Thore so fröhlich von ihrem Munde erschollen. Der Sohn kümmerte sich nichts um die Verstimmung der Mutter, und Wilhelm ergötzte sich daran.

Als sie Alle beim Schein einer trüben altväterischen Lampe im niedern Eßsaale versammelt waren, sagte

Frau von Horvath zu Wilhelm, indem sie sich bemühte, langsam zu sprechen, da er nur wenig Ungarisch verstand: „Lajos' Reitknecht hat von der Stadt einen Brief für Sie mitgebracht. Er trägt den Poststempel von des Königs Residenzstadt."

Wie alle ächten Ungarn sprach sie nie vom Kaiser, sondern nur vom König und trieb es so weit, das verhaßte Wien nie anders als des „Königs Residenz" zu nennen.

Die alte Dame holte dann aus einer großen Tasche ihres weiten Rockes den Brief hervor, und als Wilhelm ihn aus Höflichkeit uneröffnet in der Hand behielt, sagte sie kurz:

„Lesen Sie, ich erlaube es Ihnen, und vor denen da," sie wies mit nachlässiger Geberde auf ihre drei erschrockenen Töchter, „brauchen Sie sich nicht zu geniren."

Sie zündete eine kleine Lampe auf einem Ecktischchen an und wies gebieterisch auf den Stuhl, der davor stand, und welchen Wilhelm auch freundlich dankend annahm.

Der Brief, den er rasch entfaltete, war vom Prinzen Albert; er war lang, und Wilhelm, der des Prinzen Widerwillen gegen lange Briefe kannte, staunte, was ihn zu solcher Expectoration vermocht.

Kaum hatte der junge Arzt die ersten Zeilen gelesen, so überflog ein spöttisches Lächeln sein Gesicht. Sein fürstlicher Freund schrieb:

„Was werden Sie dazu sagen, Wilhelm, wenn ich Ihnen beweise, daß Agnes, die von mir so hoch gestellte Agnes, die ich bei Ihren Urtheilen über Frauen immer ausnahm, um kein Haar besser ist, als all die Andern?"

Die „Andern" stehen jetzt offenbar bei ihm noch schlechter wie bei mir, dachte Wilhelm.

„Ich habe hier zufällig die Bekanntschaft eines böhmischen Edelmanns, eines Barons Wratislaw gemacht, ein unbedeutender, lügenhafter, geschnürter Bengel, wahrhaftig, er trägt ein Corsett und färbt seine rothen Haare! Von diesem Menschen hat sich nun Agnes während ihrer mehrwöchentlichen Anwesenheit in Wien den Hof machen lassen, und er hat mir sein Ehrenwort gegeben, daß Agnes ihm Hoffnung gemacht, wenn er sie in Ungarn aufsuche, ihm ihre Hand zu gewähren."

Wilhelm biß sich auf die Lippen, um nicht laut aufzulachen, als er diese Stelle las. Dann hieß es weiter:

„Täglich ist er ins Haus gekommen, den alten Herrn hat er überall herumgeführt, im Theater ist er mit Vater und Tochter gewesen und jedes Mal beim Abschied hat

er ihr die Hand geküßt — mit seinen breiten böhmischen Lippen; diese Hand, deren Spitzen ich kaum berührte!"

Und ich bin doch ein Erbprinz aus einem der ältesten Häuser, sagte leise und sehr ironisch Wilhelm. „Sie werden sagen, Wilhelm, sie habe ihn zum Besten gehabt. Nein, er hat mir sichere Beweise des Gegentheils erzählt, den sichersten, indem sie ihn beim Weggehen in einem Billet eingeladen, sie in Ungarn aufzusuchen — so weit treibt selbst Agnes nicht den Scherz mit einem harmlosen Menschen!

Er will auch wirklich hin. Mag sie ihm nun „die ihm gegebenen Hoffnungen verwirklichen" oder nicht, ich gebe sie auf und gebe mir hiermit Ihnen gegenüber mein Ehrenwort, daß es von nun an sein wird, als habe ich diese Syrene nie gesehen! Wenn Sie ihr einmal begegnen, reden Sie nicht von mir, ich will auch für die Unwürdige todt sein!"

Arme unwürdige Syrene! Wie konntest Du es aber auch wagen, einen deutschen Prinzen in Dich verliebt zu machen, und nachher einem böhmischen Baron, der ein Corsett trägt und sich die Haare färbt, dasselbe erlauben! Unwürdige Syrene!

So spottete er im Innern über den armen Albert, der trotz all seiner Thorheit doch gewiß, als er diesen Brief schrieb, sich sehr im Rechte unglücklich zu sein ge-

fühlt hatte. Kein Funke von Mitleid war in Rose's Seele für ihn. Ihm erschien auch der geschnürte und gefärbte Wratislaw ungeheuer ungefährlich, aber das kam eben daher, weil er nicht in Agnes verliebt war.

Einige Tage später, er hatte des Prinzen Brief noch nicht beantwortet, ritt er nach dem Castell, um Herrn von Stein einige Bücher wiederzubringen, die dieser ihm beim letzten Besuche geliehen hatte. Im Salon, wohin er geführt wurde, fand er Herrn von Stein, Agnes, Elisabeth und einen Herrn, der ihm als — Baron Wratislaw vorgestellt wurde.

Eben hatte er offenbar kein Corsett, sondern einen weiten grünen Ueberrock an, auch sahen seine dunkeln gelockten Haare nichts weniger als gefärbt aus. Als Wilhelm eine Weile da gesessen — der Böhme trug allein alle Kosten der Unterhaltung — mußte er aber doch dem übrigen Urtheile des Prinzen beipflichten, nämlich daß Wratislaw ein sehr unbedeutender und nur im Punkte der Wahrheit ein sehr großartiger Mensch sei. Ueberdem waren seinem jungen bleichen Gesichte die Spuren eines tollen Lebens unzweideutig aufgedrückt. Agnes, die von Wilhelm scharf beobachtet wurde, hörte dem Schwätzer aber offenbar mit Vergnügen zu. Sie lachte herzlich über seine tollen Einfälle; wurden seine Erfindungen gar zu übermäßig

kühn, so hob sie höchstens drohend den Finger und sagte lächelnd: „Maaß gehalten, Baron, Maaß gehalten! Sie wissen, wir glauben Ihnen viel, aber doch nicht Alles.“

Wratislaw verbeugte sich dann recht ritterlich, indem er die Hand auf die Brust legte, und ließ einige Mäßigung in seiner Erzählung eintreten. Er erzählte nichts Geringeres als seine Reise von Wien bis hieher und die Abenteuer, die ihm da begegnet — was waren dagegen die Abenteuer eines Bliomberis, eines Amadis von Gallien!

Nach einiger Zeit nahm Herr von Stein ihn mit in den Stall, um ihm da ein Paar neu acquirirte Wagenpferde zu zeigen, da Baron Wratislaw behauptete, er sei einer der ersten Hippologen der Welt.

Wilhelm war nun mit den Mädchen allein. Mit einem gewissen Unmuth, den er nicht ganz unterdrücken konnte, fragte er Agnes:

„Hat dieser — junge Baron schon lange den Vorzug, von Ihnen gekannt zu sein?“

„Während unseres Aufenthaltes in Wien kam er täglich in unser Haus; er ist der Neffe eines alten Bekannten meines Vaters und führte uns statt seines kranken Oheims mit der größten Gefälligkeit überall herum.“

Es war eine Gefälligkeit von Ihnen, mein gnädiges Fräulein, daß Sie sich von ihm führen ließen!"

„Nicht doch, nicht doch! Und dann lassen Sie mich Ihnen gestehen, obgleich Ihr ernster Sinn das vielleicht sehr tadelnswerth findet, ich habe ihn wirklich gern! Sie haben ihn zwar nur eine halbe Stunde gesehen, aber Sie kennen ihn gewiß schon so gut, wie ich, wenn er Ihnen auch wohl nicht so zusagt, wie mir!

Wilhelm zuckte statt aller Antwort die Achseln.

„Sehen Sie, das paßt wieder prächtig in Ihr System. Wir Frauen lieben eben Alles, was uns gefällt!"

„Aber wie kann er Ihnen gefallen?"

„Er gefällt mir, weil ich ein junges Mädchen bin, die gern lacht, gern Geschichten hört, gern mit höflichen und besonders mit muntern Leuten umgeht. Will ich singen, so accompagnirt er mich, will ich zeichnen, so spitzt er mir die Bleifeder, corrigirt meine Zeichnung und lobt sie dann, will ich tanzen, zieht er seine Handschuhe an, und nie hat ein flinkerer Tänzer mich durch einen Saal getragen. Er hat für Alles Talent."

„Für diese Talente," sagte Wilhelm mit einiger Bitterkeit, „habe ich freilich kein Urtheil, darf keins haben, weil ich weder immer lustig und höflich sein und noch viel weniger singen, zeichnen oder tanzen kann."

„Das gefällt mir von Ihnen," rief Agnes, „denn Ihnen stände das Alles auch nicht an. Der Baron ist dafür auf der Welt und erfüllt eben so gut seine Bestimmung, wie Sie die Ihrige."

„Welche Bestimmung ist die des Barons, wenn ich fragen darf?" fragte Wilhelm sehr scharf.

„Die eines Spielwerks," entgegnete Agnes übermüthig.

„Und das nennen Sie eine Bestimmung?"

„Warum nicht? Der Mensch ist eben so gut im Leben, um sich daran zu freuen, wie daran zu lernen."

„Allerdings, sich zu freuen, aber nicht — zu zerstreuen, zu zerstückeln!"

„Sein Sie nicht so pedantisch, bester Doctor, und verderben Sie mir meine Freude an dem kleinen Baron nicht. Vielleicht ergötzt er mich auch nur so, weil mir Seinesgleichen nie vorgekommen."

„Nie vorgekommen? Diese Gattung Menschen ist doch überall vorhanden."

„Mit Nichten. An dieser Aeußerung sieht man, daß Sie das, was man die große Welt nennt, nicht kennen."

„Mag sein," sagte Wilhelm sehr bitter, „aber die große Welt würde mir nicht oder vielmehr ich ihr nicht conveniren."

„Wie Sie das Alles spitz nehmen! Lassen Sie uns ernsthaft reden. Jemand wie der Baron ist mir wirklich bisher noch nicht vorgekommen. Alle Leute in meiner Heimath, die ihm an Oberflächlichkeit und Leichtsinn gleichkommen, sind blasirt und langweilig. Um bei solchem Mangel an Gründlichkeit nicht langweilig zu werden, muß man gleich Wratislaw in einer großen Stadt wie Wien leben, und um bei solchem Leichtsinn nicht blasirt zu werden, sondern immer frischen und lustigen Geistes zu bleiben, muß man slavisches Blut haben, wie er. Bei uns sind die Menschen, die Sie seine Gattung nennen, die unerträglichsten!“

„Möge der Baron,“ äußerte Wilhelm mit etwas milderem Tone, „immer so gütige Beurtheilerinnen finden, wie Sie es sind, vielleicht gelingt es ihm dann auch noch einmal trotz seinem notorischen Leichtsinn eine Frau zu finden.“

„Eine Frau! Wratislaw eine Frau! Wie kommen Sie auf diesen abenteuerlichen Gedanken? Das wäre ja das furchtbarste Unglück für ihn. Mein armer kleiner Baron mit einer Frau behaftet! Ich wüßte gar nicht, was er mit ihr anfangen sollte? Wie kamen Sie denn auf diesen Gedanken?“

„Weil mir ein Bekannter aus Wien schreibt, Baron

Wratislaw sei hieher gereist mit der Erklärung, er werde sich um Ihre Hand bewerben."

Erst sah ihn Agnes an, als habe sie ihn nicht recht verstanden, dann brach sie aber in ein so kindisches unaufhörliches Lachen aus, daß Wilhelm zuletzt selbst mit einstimmen mußte. Elisabeth hatte das Zimmer verlassen, um Einiges im Hauswesen zu besorgen.

Als sich Agnes endlich erholt, sagte sie noch immer lächelnd nach einer Weile: „Wenn das wirklich seine Absicht ist, so kann das keinen andern Grund haben, als daß er augenblicklich unerträgliche Gläubiger hat und, um sich etwas Luft zu verschaffen, als letztes Mittel seinen Namen für Geld an eine Frau verkaufen will; irgend ein Schalk hat dem gutmüthigen Menschen weiß gemacht, ich hätte die nöthige Million. Nein, sonst würde mein armer kleiner Freund nicht so schlecht sein, das Schicksal einer Frau an das löschpapierne Steuerruder seines lecken Lebensschiffes zu fesseln. Für mich hat das keine Gefahr, mein Vater braucht ihm nur, oder wenn er es lieber von mir hören will, ich selbst brauche ihm nur die Totalsumme meines Vermögens zu nennen, so wird er augenblicklich zurücktreten, weil diese Summe gewiß nicht die Hälfte seines negativen Vermögens beträgt."

Herr von Stein kehrte jetzt mit dem jungen Baron zurück, und Wilhelm, obgleich er Agnes' Ansicht durchaus nicht theilte, konnte es sich doch nicht versagen, hie und da über des jungen Böhmen Rodomontaden zu lächeln. Als er wegritt, mußte er ihm sogar noch ernstlich dankbar sein für die Sorge, womit Wratislaw ihm bei der kühl gewordenen Abendluft seinen Paletot aufdrang. Als er darin nach Hause ritt, konnte er sich eines erheiternden Vergleiches nicht erwehren, des Vergleiches zwischen dem Böhmen und ihm, denn zwei verschiedenere Menschen hatte wohl nie ein und derselbe Rock bekleidet, und doch paßte er der schlanken Gestalt des Einen gerade so gut, wie der des Andern.

Ein feiner aristokratischer Parfüm durchdrang aus dem Paletot seine Geruchsnerven; das war ihm äußerst unangenehm, denn er haßte, wie alle Aerzte, jeden Parfüm; dennoch fror er zu sehr, um den Rock des Barons auszuziehen. Nach einer Weile steckte er die Hand, die ihm kalt geworden, in die linke Seitentasche. Eine Visitenkarte fiel in seine Hand. Er zog sie heraus, es war die wohlbekannte des Prinzen Albert von Waldheim. Mit Bleistift stand auf der Rückseite gekritzelt:

„N'oubliez pas l'heure du diner, en tout cas vous trouverez de bon vin de Champagne, et n'oubliez pas d'apporter la lettre en question."

„Vortrefflich!“ lachte spöttisch Wilhelm, nachdem er mühsam in der Abenddämmerung die blasse Schrift entziffert. „Ein „deutscher Fürst“ schreibt eine französische Einladung zu französischem Weine an einen böhmischen Baron, um von dessen unsaubern Slavenlippen die Ehre eines deutschen Mädchens verunglimpfen zu lassen!“

Daß Albert französisch geschrieben, damit Wratislaws Bedienter es nicht lesen könne, daß er ihn zu Champagner eingeladen, weil man in Wien keinen guten deutschen Wein bekommt, da ihn die „haute volée“ wie alles Deutsche verachtet, endlich, daß Albert überhaupt den Böhmen nur berufen, weil er — eifersüchtig war, das bedachte Wilhelm nicht oder wollte auch nicht daran denken.

Das Unangenehmste war ihm, daß er des Prinzen Brief an ihn selbst beantworten und ihm seine Bekanntschaft mit Agnes mittheilen mußte. Mit schwerer Mühe kam die Antwort zu Stande; was sie eigentlich über Agnes enthielt, war das Unklarste, das der sonst so klare Wilhelm je geschrieben. Er gönnte Agnes dem Prinzen nicht, den er überhaupt nicht liebte, obgleich Albert ihn von jeher mit der größten Freundschaft behandelt, besonders seit der Prinz sich verpflichtet glaubte, den Verrath seiner Schwester an dem jungen Arzte nach

seinen Kräften ihm durch doppeltes Entgegenkommen vergelten zu müssen.

Daß Albert ihn nach Wien mitgenommen, darin fand er nur die bequemste Art, sich seiner zu entledigen; daß er ihm sein Vertrauen schenkte, das deutete er nur als das Bedürfniß des vornehmen Mannes, sich, wenn auch einem Untergeordneten mitzutheilen; daß Albert ihn überall empfahl und zu befördern suchte, war in seinen Augen nichts als die Protegirwuth der Großen; ja selbst seine freundschaftlichen Briefe mit ihren rückhaltslosen Mittheilungen waren nur angeborne Schreibseligkeit; und so war Wilhelm gegen Niemand ungerechter als gegen Albert, in dessen Herz das reinste Wohlwollen, die lauterste Theilnahme für ihn lebte.

Als Wilhelm eben den auf Schrauben gestellten Brief an den Prinzen absenden wollte, traf eine zweite Zuschrift von dem letztern ein. Es waren nur wenige Zeilen und ihr Zweck war, Wilhelm mitzutheilen, daß der Prinz sich einem in Mailand stationirten Cavallerie-regimente habe zutheilen lassen und morgen dahin abreisen werde. Der Brief schloß: „Wäre nicht schon mein Anstellungsgesuch im Cabinet des Kaisers gewesen, ich hätte Alles rückgängig gemacht, denn die Veranlassung meines bleibenden Aufenthalts auf österreichischem Gebiet fällt ja jetzt weg! Ich will von ihr, von der ich

viel zu viel gesprochen, nie mehr reden und bitte Sie, lieber Wilhelm, bei Ihrer bewährten Freundschaft, mir darin beizustehen, indem Sie selbst den Namen nicht mehr nennen, nicht einmal, um die Leichtsinnige zu vertheidigen."

Sehr bitter und sehr spöttisch warf Wilhelm diesen zweiten Brief von sich.

„Glückliche Reise, mein Prinz. Weder die „Leichtsinnige" noch der „bewährte Freund" werden Sie in Ihren heroischen Vorsätzen stören! Es ist nur ein Glück," fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, „daß dem Mädchen nicht durch diese Prinzenlaune die ihrige getrübt worden;" und indem er der frischen Fröhlichkeit Agnesens gedachte, erfüllte ihn ein Gefühl der Genugthuung in der Seele des jungen Mädchens, wie es wohl ihr Vater empfunden haben möchte bei dem Gedanken. Es kam ihm vor, als räche sie ihn, der sich so tief in der Schwester Fallstricken verwebt, indem sie dem Bruder gegenüber kalt geblieben — den wahren Zusammenhang des Verhältnisses zwischen Albert und Agnes kannte er ja nicht, da Niemand anders als jener mit ihm darüber gesprochen. Daß Albert eigentlich viel unschuldiger war, als selbst Agnes glaubte, wußte er eben so wenig.

Jetzt waren sie aus einander gerissen und zwar, wie es Wilhelm schien, für ewig. Denn was sollte

das auf einem ungarischen Landgut vergrabene Mädchen mit dem Manne zusammenführen, der jetzt schon nach Mailand unterwegs war, mit ihm, der noch dazu sie vermied, wie sie ihn! Unwillkührlich summte Wilhelm vor sich hin:

Sie waren längst gestorben,
Und wußten es selber kaum.

Sechstes Kapitel.

Einige Tage später kam ein erhitzter Bote auf wildem Rosse auf der Pusta angesprengt. Es war Mischka. Er hielt ein Blättchen mit der Aufschrift: „An Herrn Doctor Rose" in der Hand. Es war von Elisabeth geschrieben und enthielt nur in wenigen Worten die Bitte an den jungen Arzt, doch sogleich herüber zu kommen, da Herr von Stein gefährlich erkrankt, allem Anscheine nach an einem Schlaganfall.

Wilhelm nahm sein kleines Medicamentenkästchen, mit dem er sich auf des jungen Horvath Rath in Pesth versorgt, und nachdem er es auf Mischka's Sattel befestigt, sprengte er auf einem Pferde seines Freundes selbst mit ihm nach dem Castell — noch keine Viertelstunde war seit der Ankunft des Boten verflossen.

Eine ungewöhnliche Theilnahme beseelte den jungen, sonst so kalten Arzt, er wünschte sich ein Magier zu sein und retten zu können um jeden Preis. Herrn von Steins milder, harmonischer Character hatte ihm trotz der kurzen Bekanntschaft eine große Verehrung eingeflößt, und dann Agnes — was sollte aus ihr werden? Ganz allein, ganz verlassen im wildfremden Lande!

Als er ankam, hatte Herr von Stein die Besinnung wohl wiedergefunden, aber die Sprache noch nicht, überdem war die rechte Seite ganz gelähmt. Die Seele Wilhelms erfaßte eine tiefe Trauer, denn er erkannte den Zustand des Kranken für hoffnungslos. Noch eine Wiederholung des Anfalls und Herr v. Stein war nicht mehr — daß diese Wiederholung nicht lange ausbleiben werde, mußte er nur zu sehr fürchten. Er ging nicht nach der Pusta zurück, Tag und Nacht brachte er mit Agnes am Bette des Kranken zu, während Elisabeth ab- und zuging und Erfrischungen und Mittel draußen bereitete.

Herr von Stein schlief wenig, sein Auge wich nicht von der Tochter, die gewöhnlich auf einem Tabouret vor dem Bette kniete, und das Gesicht auf die gesunde Hand des Vaters gelegt, Stunde um Stunde lautlos dahin rinnen ließ, während ihr Herz vor wilder Angst zu brechen drohte.

Wenn von einem Troste in dieser Lage die Rede sein konnte, so war Wilhelm wirklich ihr einziger Trost.

Seine klare Ruhe, seine sichere, männliche Haltung und vor Allem seine treue Ausdauer an ihrer Seite war Alles, was ihr der Himmel bei solchem Leid gewähren konnte. Gleich am ersten Tage hatte sie ihn gefragt: „Kann mein Vater hergestellt werden?“ Worauf er den Kopf geschüttelt und gesagt: „Hergestellt nicht!“

„Aber doch noch eine Weile — ein paar Jahre — ein paar Monate — ein paar Wochen leben?“ fragte sie nun mit einer Stimme, der man die steigende Angst anhörte.

„Ein paar Wochen sicher — ein paar Monate wahrscheinlich — ein paar Jahre — vielleicht; ich bin nur ein Mensch, und Gott wird, wenn auch kein Wunder, doch eine wunderbare Kur vielleicht begünstigen!“

Das war genug, um das arme Mädchen beinahe zu vernichten. Und doch, so unermeßlich groß ihre Sorge und Angst um den Vater war, *seine* Sorge um sie war dennoch größer! Wie oft sah Wilhelm des Kranken angstvolle Blicke verzweifelnd auf das Kind gerichtet, das er allein und schutzlos im fremden Land zurücklassen sollte; wie oft begneten sich dann die Augen der beiden Männer, und Wilhelm verstand nur zu gut die beredten Blicke des Vaters, die ihn aufriefen zum

Schutze seines Kleinodes, wenn er nicht mehr sein werde, und Wilhelm legte dann wohl ernst betheuernd die Hand auf die Brust als Gelöbniß, daß er dem Fräulein der treueste Freund sein werde nach seinen Kräften.

So selbstlos haben wohl selten zwei Menschen neben einander um einander gelitten, wie Agnes und ihr Vater! Was war ihm der Tod ohne sie? Was ihr das Leben ohne ihn?

Es giebt kein nagenderes, die Gesundheit zerstörenderes Unglück als die Sorge am Bette eines geliebten Kranken. Es ist ein Elend, das Körper und Geist zugleich zerstört. Bald trat deshalb auch bei Wilhelm Unruhe um Agnes ein; nachdem acht Tage in hoffnungsloser Pein verflossen, sah sie beinahe eben so blaß und mager wie ihr Vater aus. Wilhelm drang mit Bitten in sie, sich zuweilen einige Stunden Nachtruhe zu gönnen. Er sagte das absichtlich bei ihrem Vater, weil er wußte, daß dieser ihn unterstützen werde. Und so geschah es auch; Herr von Stein erhob die gesunde Hand vor Agnes und beschwor sie mit rührenden Blicken, Wilhelm nachzugeben und die Nächte abwechselnd mit ihm zu wachen. Diesem Flehen mußte Agnes nachgeben und sich ins Nebenzimmer zurückziehn, aber sie that es mit dem festen Vorsatz, an der Thüre lauschend zu verweilen und nicht zu schlafen. Was ist aber ein

solcher Vorsatz bei einem jungen Mädchen, in dessen Augen seit einer Woche kein anderer Schlaf als der eines unwillkührlichen minutenlangen Einnickens kam. Als sie sich einen Fauteuil in die Nähe der Thüre gerückt und ihre müden Glieder darin ruhen ließ, kam ungefragt der Schlummer über sie. Aber sogleich begann sie zu träumen.

Sie stand auf einem großen, unübersehbaren Felde, ein Fruchtfeld, wie sie es nur in Ungarn gesehen; das Korn umwogte sie bis über die Schultern, sie stellte sich auf die Fußspitzen, um mit den Augen irgend einen Gegenstand zu erfassen, aber so weit sie blicken konnte, sah sie nichts als volle, nickende Aehren und ermüdet, immer denselben Gegenstand zu sehen, schloß sie die Augen.

Als sie sie wieder öffnete, war die Scene um sie verändert, die vollen Aehren verschwunden, das Korn niedergetreten — ein wüstes und verwüstetes Feld — nur hier und da ragte ein Kreuz hervor, ein schwarzes Kreuz mit weißer Inschrift. — Agnes sandte die Blicke weit aus, und überall war es wüst und überall ragten Kreuze empor, und Thränen entstürzten ihren Augen und sie rief jammernd: „Das ganze schöne Land ein Kirchhof!“

Und sie beugte sich nieder, um den Namen auf dem zunächststehenden Kreuze zu lesen. Mit groben Pinselstrichen war das ungarische Wappen, drei Ströme, drei Berge, daneben ein anderes Adelswappen abgebildet, darunter stand: „Für's Vaterland, Elisabeth!"

Agnes ging weiter. Vom nächsten Kreuze glänzte ein Doppeladler, in seinem Schnabel hielt er einen Zettel mit den Worten: „Für mich, Albert!"

Auch auf diesem Kreuze war noch ein anderes Wappen, das des Todten, aber nicht wie bei dem ersten neben dem Landeswappen, sondern tief darunter.

Agnes ging weiter nach einem andern Kreuze — hier war nur ein Wappen und zwar das ihrige — das Wappen, das nur ihr Vater und sie noch führten, denn sie war die Letzte ihres Stammes.

Als sie erwachte, stand der ganze Traum ihr noch hell vor den Sinnen und sie sah darin nur eine Bestätigung des bevorstehenden Todes ihres Vaters.

Als sie wieder ins Krankenzimmer trat, sie mochte ungefähr zwei Stunden geschlafen haben, stand Wilhelm, über ihren Vater gebeugt, an dessen Lager. Der junge Arzt konnte ihren leichten Schritt auf dem Teppich nicht vernehmen, und so beobachtete sie die Gruppe eine Weile. Das Gesicht ihres Vaters konnte

sie nicht sehen, weil Wilhelms Kopf es ihr verbarg. Wilhelm hatte seine Augen noch weiter offen als gewöhnlich, die Blicke, die er auf des Kranken Antlitz richtete, waren so intensiv aufmerksam und beobachtend, als wolle er im Hirne seines Patienten lesen. Um seinen kleinen, wie immer fest geschlossenen Mund lag ein Zug unaussprechlicher Traurigkeit, aber jener Traurigkeit, die jeden Trost verschmäht, weil sie zu unverstanden sich wähnt, jene Traurigkeit, die der Stolz gebiert und die nachher wieder des Stolzes festeste Stütze wird. So wie jetzt war seine Seele noch nie in Gegenwart von Agnes auf sein Antlitz getreten.

Die Krankheit ihres Vaters würde zwischen ihr und dem jungen Arzte ein Bündniß der vertraulichsten Freundschaft geschlossen haben, wenn Vertraulichkeit, oder was man gewöhnlich Gemüthlichkeit nennt, überhaupt im Wesen Wilhelms gelegen hätte. Das Merkwürdige bei ihm war, daß er sich nie einen Zwang auferlegte aus Rücksicht für Andere, aber Keinem vergönnte, in seine eigene Freiheit einzugreifen. In seinem Urtheil über Menschen sprach er sich ganz offen über Jeden und bei Jedem aus, ebenso über Regierungen, öffentliche Charactere und politische Tendenzen; war aber die Rede von Religiosität, von Liebe, von Freundschaft, kurz von allem Jenem, was unbedingt

außerhalb der Region des Verstandes liegt, so schwieg er ganz still und beobachtete nur, wie die Andern sich dabei vernehmen ließen. Agnes traute ihm aber tiefes Gefühl zu, weil sie bei ihm, dem sonst so spöttischen und höhnischen Manne, bei solchen Unterhaltungen nie einen Zug dieser Art in seinem Gesichte entdeckte. Viel hatten sie natürlich in dem Krankenzimmer nicht gesprochen, aber doch zuweilen, als die ersten bangen Tage in des Kranken Zustand keine Aenderung hervorgebracht, hatten Agnes, Elisabeth und Wilhelm sich auf seinen angedeuteten Wunsch um sein Bett gesetzt, und da war manchmal trotz der gedrückten Stimmung eine ziemlich lebhafte Unterhaltung zu Stande gekommen. Wilhelms Urtheil imponirte Agnes in einem Grade, wie bisher Niemandes; die gemeinschaftlichen Dienste am Krankenbette, die Dankbarkeit für sein ununterbrochenes Bleiben und vor Allem seine ärztliche Bedeutung beugten Agnes' sonst so sprödes Gemüth in tiefer Demuth und kindlichem Vertrauen vor ihm. Sie empfand eine gewisse Scheu vor ihm, aber vielleicht auch desto mehr Ehrerbietung, sein junger Mund wurde für sie in diesen traurigen Tagen ein priesterliches Orakel. Der Arzt, der mit uns einen geliebten Kranken pflegt, ist ja immer der Prophet unseres höchsten Schicksals.

Am sechzehnten Tage — es war ein sonnenheller Morgen, Wilhelm hatte das Fenster geöffnet, weil der Kranke es wünschte, die schöne unvergleichliche Herbstluft des ungarischen Landes wehte wie Wohlgeruch in das Zimmer — Agnes verließ es auf einen Augenblick, um sich umzukleiden, Wilhelm und Elisabeth waren bei dem Kranken — da wiederholte sich der Schlaganfall!

Als Agnes kam, vernahm sie nur noch des Vaters letzte Athemzüge, dazu zwitscherten die Vögel und ferne, ganz ferne vernahm man die Töne des „Debreczin Magyar,“ von einer Zigeunerbande in der letzten Schenke des Dorfes gespielt.

Als Wilhelm leise sagte: „Er hat vollendet,“ ertönte kein Ruf aus Agnes' Mund, keine Thräne trat in ihr Auge, sie wandte nicht den Blick von dem Antlitz des Vaters, nur ihre beiden zusammengepreßten Hände preßten sich noch fester. Elisabeth, die an der andern Seite des Bettes stand, wagte nicht sich zu rühren, Wilhelm aber, der neben Agnes stand, machte eine ihrer Hände los und hauchte leise einen Kuß darauf. Dann ließ er sogleich ihre Hand wieder los, als bereue er diesen Ausbruch seines sonst so streng verschlossenen Gefühls. Aber dennoch hatte dies Zeichen von Theilnahme von ihm Agnes äußerlich ins Leben zu-

rückgerufen — obgleich ihr Herz noch todt blieb, bei dem Vater, der ihr Alles in Vergangenheit und Zukunft gewesen. Ja, ihr Alles, sie hatte eben keine einzige liebe Erinnerung, keine einzige Hoffnung außer ihm!

Sie wandte sich jetzt aber ab, weil ihre Füße sie nicht mehr trugen, sie ließ sich von Wilhelm an den nächsten Sessel führen, und da kam denn Elisabeth und kniete vor sie hin und weinte und schluchzte aus tiefer Brust, und Agnes legte ihr die Hand auf den Scheitel und strich ihre Locken aus der Stirne, wie man es einem betrübten Kinde thut, indem sie keinen Blick von des Todten Antlitz wandte. Ihre Züge waren auch wie die einer Todten, nur die glänzenden Augensterne verriethen Leben, aber kein Zucken der Wimper, kein Zittern des Mundes kündete von ihrem Unglück.

Wilhelm beobachtete sie eine Weile, dann sagte er so weich und mild, wie der Ton seiner Stimme nie gewesen:

„Es ist besser, liebes Fräulein, Sie gehen ein wenig ins andere Zimmer. Soll Elisabeth Sie begleiten, oder wollen Sie allein sein?"

„Wie sie will," sagte Agnes mit einer Stimme, die keiner ihrer Freunde für die ihrige erkannt haben

würde; „wie sie will — aber — man muß mich nicht verhindern wiederzukommen — wenigstens noch einmal!“

„Gewiß nicht,“ sagte Wilhelm und bot ihr den Arm. Sie schüttelte den Kopf, auch auf Elisabeth stützte sie sich nicht und ging fest und still dahin, wo man es haben wollte. Elisabeth blieb aus Bescheidenheit zurück, Agnes bemerkte es gar nicht, sie war ja doch allein auf der Welt!

Siebentes Kapitel.

Ein Tag verfloß nach dem andern und endlich vergoß Agnes die ersten Thränen, aber dann auch stromweis, daß ihre Augen ganz schwach und verschleiert wurden. Wilhelm wohnte seit dem Begräbnißtage wieder auf der Pusta, kam aber täglich herüber geritten, um nach Agnes zu sehen, deren Zustand ihn beängstigte. Solchen tiefen verwüstenden Schmerz hatte er bisher nicht für möglich gehalten, da ihm all solcher Jammer immer nur von Verzweiflung und Wehklagen begleitet entgegen getreten war.

Verzweifelt war Agnes nicht. Sie hoffte fest, bald zu sterben, um jenseits zu sein, und an einer Wiedervereinigung mit ihrem Vater zweifelte sie keinen Augenblick. Dieser feste Glaube, ein Erbtheil der tiefen Religiosität ihres Vaters, erhielt die Kraft ihres

Geistes, der außerdem bei seiner furchtbar lebhaften Bewegtheit einer Störung nicht entgangen wäre. Die Menschen bedauern gewöhnlich mehr ein Mädchen, die einen Liebhaber, einen Gatten, der ein theures, ihm kürzlich angetrautes Weib verliert, als eine Mutter, die ihr Kind, ein Kind, das seine Mutter oder seinen Vater verliert; und doch ist jede Liebe, die zur Hälfte Leidenschaft ist, nicht so seelendurchdringend und herzerfüllend. Die Leidenschaft verbleicht, aber die Liebe bleibt, und eine große Liebe ohne Leidenschaft ist immer nach Verlauf von Jahren noch unendlich viel größer, als die größte leidenschaftliche Liebe.

Agnes hatte seit ihrem Verluste Niemand gesehen als Wilhelm und Elisabeth. Mit Ersterem aber sprach sie mehr und offener, als mit der Freundin. Obgleich Beide natürlich ihren Schmerz vollkommen begriffen, so begriff doch eigentlich Keines von Beiden seine Wirkung in ihrer Seele; Wilhelms Umgang aber sagte ihr mehr zu, weil er sie weniger störte. Elisabeth war eine durchaus kräftige, gesunde Natur, Hingeben, Versinken, Schwärmen im Schmerz wie in der Freude war ihrer frischen Innerlichkeit etwas durchaus Unverständliches — und da sie Agnes wie sich selber liebte, meinte sie fortwährend, sie erheben und herausreißen zu müssen, wie sie es selbst gethan haben würde und auch

öfter gethan hatte. Sie redete ihr nicht zu, aber sie wollte sie zerstreuen, Agnes sollte mit ihr spazieren gehen, nachdem erst einige Tage verflossen, sollte sie Herr ihres Schmerzes werden. Da Agnes nun auf Erden nichts mehr liebte als ihren Schmerz, so verletzte sie dies Streben fortwährend. Wilhelm hingegen ließ die Verwaiste vollkommen gewähren. Wie er sich selbst und jeder seiner Regungen nachgab, dieselbe Freiheit gestattete er auch seinen Kranken, und das war Agnes im ganzen Sinne des Wortes. Sie genoß beinahe nichts, kein Schlaf kam in ihre Augen und sie wurde so bleich und mager, daß sie mit dem Schmerzenszug um die Augen in wenig Tagen um Jahre gealtert erschien.

Mit Wilhelm sprach sie fortwährend von ihrem Vater; er hörte ihr aufmerksam zu, wie er überhaupt zu den Menschen gehörte, die lieber hören als selbst sprechen. Jeden Nachmittag kam er und dann saß er bis zur Dämmerung bei ihr und ließ sich erzählen, und war immer derselbe milde, freundliche und theilnehmende Zuhörer. Kein Zug der Ungeduld, kein Wort des Tadels war bei ihm zu gewahren. Agnes bewunderte seine Geduld, wenn er fort war, ohne zu bedenken, daß es die Geduld eines Arztes bei einer bemitleidenswerthen Kranken war.

So waren vier Wochen verflossen, als Wilhelm eines Tages bei Agnes ungewöhnlich spät erschien. Aufgeregt kam sie ihm entgegen und fragte hastig: „Warum haben Sie so lange auf sich warten lassen?“

„Ach, mein gnädiges Fräulein, das ist mir sehr leid — aber — ich habe einen Brief erhalten, der mich augenblicklich nach Pesth ruft.“

„Sie gehen?“ fragte Agnes und war so erschrocken, daß sie sich selbst nicht begriff. Ueber all ihrem Schmerz hatte sie gar nicht bemerkt, wie sehr ihr krankes Herz sich an Wilhelm angeschlossen.

„Ich muß wohl. Ehe ich hieher ging, bewarb ich mich in Pesth um eine Stelle bei dem dortigen Hospital. Ich dachte nicht entfernt daran, daß man sie mir geben werde, weiß Gott, wie es geschehen — jetzt schreiben sie mir, ich solle augenblicklich eintreten.“

Agnes sagte nichts, sie trat ans Fenster, aber Wilhelm, der hinter ihr stand, sah bald am convulsivischen Zittern ihres ganzen Körpers, daß sie heftig weinte.

Er erschrak nicht — auch kam kein Zug des Mitleids auf sein Antlitz, nein, im Gegentheile, seine Augen leuchteten stolz und freudig — gerührt war er nicht im Mindesten.

Nach einer langen Pause, in der sich nichts änderte, sagte er endlich: „Wenn Sie mich vermissen sollten“ —

Agnes wandte sich rasch zu ihm, ihre Augen leuchteten, sie weinte nicht mehr, aber ihr Antlitz war noch in Thränen gebadet und ihre Stimme zitterte noch im Nachklange der heftigen Empfindung.

„Sie vermissen? Sie reden zum ersten Male wie ein gewöhnlicher, ein Alltagsmensch. Sie sind mein einziger Trost gewesen — aber ich habe das bis jetzt selbst nicht überlegt! Doch — auch das muß noch geschehen! Leben Sie also wohl und sein Sie glücklich!“ Dann aber fügte sie mit von Neuem ausbrechenden Thränen hinzu, indem sie ihm die Hand entgegen streckte: „Gott lohne Ihnen, was Sie für ihn und mich gethan! Gott lohne Ihnen!“

Wilhelm hielt ihre Hand fest. Sein Gesicht wurde so bleich, daß Agnes es durch ihre strömenden Thränen gewahrte und erschrocken den Athem anhielt.

„Agnes“ — und Wilhelms sonst so stolze Lippen zitterten, und seine Augen bohrten sich beinahe drohend in die ihren, als er fortfuhr: „Agnes — lassen Sie mir Ihre Hand, wenn ich Ihr einziger Trost bin! Geben Sie mir Ihre Hand — folgen Sie mir nach Pesth!“

Agnes schlug die Augen nieder, aber sie entzog ihm

ihre Hand nicht. — Wie er so die bleiche, gebeugte Gestalt in Trauerkleidern ansah, kam ihm sein Werben um das kranke Herz selbst frevelhaft vor — aber er kehrte nicht um.

Mehrere Secunden verflossen so, dann sagte Agnes: „Setzen wir uns." Und als sie Beide Platz genommen, legte sie sich weit zurück und sprach leise, aber deutlich: Sie hätten noch ein wenig warten sollen, Rose — Sie hätten nur dabei gewonnen!"

„Also — Sie wollen nicht?"

Agnes sah ihn mit einem wehmüthigen Lächeln an.

„Das ist wieder so eine Frage wie vorhin, als Sie fragten, ob ich Sie vermissen werde! Sie sind mir der liebste Mensch auf Erden, ja noch mehr, Sie sind der einzige Mensch, den ich liebe, so wie Sie der Einzige sind, der mich liebt!"

Wilhelm unterbrach sie nicht, in lautloser Spannung hing sein Auge an ihren Lippen.

„Wenn ich nach Verfluß der Trauerzeit noch lebe, will ich gern die Ihre sein, aber" —

„Agnes, liebe Agnes, kürzen Sie diese Trauerzeit ab — um meinet — um Ihretwillen, da Sie ganz verlassen und schutzlos sind."

„Das bin ich nicht. Elisabeth ist bei mir und Elisabeth ist wie ein Mann, und jetzt, wenn sie so etwas

von mir hört, werden wir auch besser mit einander auskommen! Sie wird zufrieden mit mir sein."

Das war eine sonderbare Verlobung, Keines von Beiden hatte heute Morgen noch daran gedacht.

Wilhelm war seit der Krankheit des Herrn von Stein entschlossen, um dessen Tochter zu werben, denn sie besaß die Eigenschaften, auf welche er seit Ludmillens Täuschung allein noch Werth legte bei einer Frau — doch nicht so schnell hatte er gehofft, zum Ziele zu gelangen, und erst Agnes' Trauer bei der Kunde seines Weggangs hatte in ihm den Gedanken geweckt, vor seiner Abreise ihr Jawort zu gewinnen. Er liebte Agnes, aber so wie ein Mann seines Characters ein Mädchen liebt, nachdem ein anderes seine ersten und darum besten Empfindungen verhöhnt und verrathen. Er liebte Ludmillen nicht mehr, aber er hatte sie doch auch nicht vergessen.

Agnes hingegen dachte eben nur an ihn. Es kam ihr vor, als segne ihr Vater diesen Bund. Die Erinnerung an Albert war durch den Glauben an sein leichtsinniges Spiel in ihr zurückgedrängt, sie war verbleicht. Vor einer Stunde hatte sie freilich geglaubt, sie liebe auf Erden nur noch diejenigen, welche in der Erde ruhten, aber auch sie war an

ihrem Erschrecken bei Wilhelms Abschiedsworten gewahr geworden, was er ihr war. Ihr Herz gehörte ihm, aber freilich war es krank, und wer kann auf die Stimme eines kummerkranken Herzens hören! Doch — nicht unheilbar war es krank, das fühlte sie schon jetzt, denn sie konnte noch lieben.

IV.

Frauen und Opfer.

Erstes Kapitel.

Sechs Jahre sind verflossen und diese sechs Jahre lassen unsere Erzählung bei einem Zeitpunkte anlangen, wo es, bevor wir dieselbe fortsetzen, nöthig ist, den Blick von den Schicksalen unserer Bekannten in Ungarn zu einer Ueberschau auf die Schicksale des Landes selbst zu erheben.

Jedermann kennt den letzten Act jenes größten Trauerspiels unserer Zeit, das mit dem Untergange Ungarns endete; aber weniger bekannt als die herzzerreißenden Schlußscenen sind die früheren Begebenheiten dieses gewaltigen Dramas, und doch sind sie es, welche erst die ganze Verwerflichkeit des Verfahrens zeigen, mit dem von Neuem der legitime Absolutismus Oesterreichs die Geschichte Europas befleckt hat.

Das Königreich Ungarn, das noch unter Ludwig dem Großen bestimmt schien, sich als ebenbürtige Groß-

macht neben das deutsche Reich zu stellen und mit diesem verbrüdert dem Osten die Stirne zu bieten, war nach und nach durch den Mangel an einer festgewurzelten Thronerbfolge, durch seine innern Zwiste und durch die Türkennoth so gebrochen, daß es im Laufe der Zeit zum Schauplatz jener unseligen Ränke werden konnte, welche man die habsburgische Familienpolitik nennt. Diese Familienpolitik, deren oberster Grundsatz lautet: Es giebt keine Völker, sondern nur Unterthanen, denen Gott die Fürsten als unumschränkte Herrscher gesetzt hat, war in allen österreichischen Landen siegreich geworden. Sie hielt den Deutschen in seiner gemüthlichen Dienstbarkeit, den Italiener in zitterndem Gehorsam, den Böhmen in strenger, chinesischer Abgeschlossenheit. Nur an Ungarn hatte sie sich gebrochen. Die Constitution des ungarischen Königthums war ein Vollwerk geblieben gegen die treulose und blutgierige Unterdrückungslust der Habsburger, deren Windischgrätz und Haynau des siebzehnten Jahrhunderts, die Henkersknechte Caraffa, Belgiojoso, Basta, schon vor vielen Menschenaltern umsonst das Blut der Magyaren hatten in Strömen fließen lassen. Die Ungarn hielten die Verfassung aufrecht, eine Verfassung, die mittelalterlich, ohne zeitgemäße Weiterbildung, die monströs — aber doch ein Vollwerk war.

So kam es, daß im Osten Europas bis auf unsere Tage ein Volk lebte, welches bestimmte Rechte sich erhalten hatte, das nicht ein willenloses Spielwerk seiner Fürsten geworden, ein Volk endlich, das einen hohen Grad von innerer Unabhängigeit behalten, ein nicht feeies, aber doch Rechte und Freiheiten besitzendes Volk. Welche Anomalie zwischen dem geknuteten Polen, dem in Schlummer gehaltenen, durch Cabinetsordres und Handbillets regierten Deutschland, der absterbenden Welt des Osmanenthums!

Es ließ sich voraussehen, daß der immer stolzer vorgehende Siegesschritt des Absolutismus dieser Anomalie ein Ende machen werde, wenn das Schicksal nur noch die Dauer weniger Jahre ihm beschieden habe.

Auch that dieser Absolutismus endlich sein Möglichstes; was Ferdinand II., was Joseph II., was jener Franz I., der sich den Gerechten nennen ließ, und der doch zu jenen Fürsten gehörte, die diesen Namen am wenigsten verdienten, umsonst versucht, das nahm der später in Metternich fortlebende Geist jenes abscheulichen Schleichers, Franz II., wieder auf. Die Verfassung Ungarns bot, wie erwähnt, große, ja lächerliche Schwächen, unausbleibliche Folgen jeder Veraltung. Das herrschende Volk der Magyaren übte Unterdrückung und Tyrannei über die andern das Reich be=

wohnenden Stämme. An diese Schwächen drängte sich das Minirsystem Metternichs und seiner Werkzeuge. Dieselben Menschen, die von der Wiener Haus-, Hof- und Staatskanzlei aus die Italiener mit brutaler Gewalt niederhielten und in Deutschland jeden freien Athemzug verfolgten, waren bis zu Thränen gerührt, wenn sie von dem Drucke sprachen, den die Magyaren auf die Slovaken und Croaten ausübten! Dieselben Menschen, bei denen der Adelshochmuth bis zu einer titanenhaften Arroganz sich ausgebildet hatte, waren die philanthropischen Fürsprecher des Landvolks, das in Ungarn unter den Privilegien der Edelleute seufze!

Einem solchen heuchlerischen Miniren folgten bald die directen Angriffe auf die Verfassung der Ungarn. Die Legitimität, deren Wesen die Undankbarkeit ist, lohnte den Ungarn die Rettung des österreichischen Kaiserthums unter Maria Theresia und in dem Coalitionskriege gegen Frankreich schon lange durch das System der Grenzsperre, die Ungarn in seinem eignen Reichthum ersticken und verarmen ließ, durch die Beförderung Alles dessen, was zur Entsittlichung der Nation beitragen konnte, durch die Verkümmerung des öffentlichen Unterrichts, durch die Verfolgung der erstehenden Industrie. Aber endlich begann sie zu directen Angriffen und Verletzungen der Verfassung überzugehen und sandte

als Werkzeug zu diesem Ende den Kanzler Apponyi nach Ungarn.

Je weiter jedoch Metternich vorschritt, desto weiter war auch in Ungarn der öffentliche Geist, die politische Bildung vorgeschritten, desto größer war die Wachsamkeit der Nation geworden. Das Glück wollte, daß sich Männer wie Kossuth und Batthiany im entscheidenden Augenblicke fanden, um sich als eifersüchtige Hüter vor die bedrohten Rechte der Nation zu stellen und in kurzer Zeit aus dem Reiche der Magyaren nichts Anderes zu machen, als ein einziges großes Feldlager der Opposition.

So kam der letzte ungarische Reichstag zusammen, der Reichstag Kossuths, der Reichstag der Märzrevolution. Der Kampf des Volkes wurde über Nacht zum Siege des Volkes. Am 19. April 1848 unterschrieb Kaiser Ferdinand alle Forderungen der Magyaren, er stellte dem Reiche der Ungarn seine volle Unabhängigkeit zurück. Ein selbstständiges Ministerium unter Batthiany, Verlegung des Reichstags nach Pesth, ein selbstständiges ungarisches Heer waren die gewährten Hauptgarantien dieser Unabhängigkeit.

Aber jetzt erhob sich im Innern Ungarns eine gewaltige Bewegung der slavischen Stämme, die in der Fortdauer der österreichischen Regierung eine Bürgschaft

wider die Uebergriffe der Magyaren gegen ihre Nationalität sahen. Ihre große Versammlung in Karlowitz eröffnete diese Bewegung, welche alsbald in dem neuen Ban von Croatien einen entschlossenen und gewandten Führer erhielt.

Das ungarische Ministerium versuchte alle Mittel, diese slavisch-croatische Opposition friedlich zu versöhnen, und würde sicherlich diesen Zweck erreicht haben, wenn nicht die habsburgische Familienpolitik sich derselben zu ihren Zwecken bemächtigt und sie mit aller Macht unterstützt hätte, während sie zugleich den Magyaren gegenüber in einen wahrhaft trunkenen Taumel von Gesetzlosigkeit gerieth.

Der Ban von Croatien griff zu den Waffen. Vom österreichischen Hofe war keine Vermittlung zu hoffen, wohl aber jegliche Unterstützung des rebellischen, gegen die Krone Ungarn empörten Jellachich. Das Ministerium Batthiany nahm deshalb seine Entlassung. Der Palatin von Ungarn, Erzherzog Stephan von Oesterreich, entfloh. Kossuth wurde zum Dictator ernannt.

Ungarn bereitete sich auf einen großen Kampf vor. Die Ständetafel hatte am 13. September die Aufstellung einer Armee von zweimalhunderttausend Mann beschlossen. Der Ban von Croatien war bereits im Herzen Ungarns angekommen; daß hinter ihm ein größe-

rer Feind stehe als seine Croatenhorden, das ahnte ein Jeder. In allen ungarischen Herzen schlug deshalb die freudige Hoffnung Wurzel, daß es jetzt endlich zum entscheidenden letzten Kampfe zwischen den tausendjährigen Rechten Ungarns und dem Machiavellismus der Habsburger kommen werde.

In keinem Herzen erregte diese Hoffnung größeren Jubel als bei unsern ungarischen Freunden, der Familie Horvath und den Geschwistern Serenyi, Elisabeth vor Allen, ja auch bei Agnes, — jetzt Rose's Gattin!

Bei Agnes' Verheirathung hatte jene sich von dieser die Verwaltung ihres Gutes sammt dem Wohnsitze auf demselben erbeten, und als Agnes auf diesen Wunsch nicht eingehen wollte, weil sie sich nicht entschließen konnte, die praktische, heitre Freundin in ihrem neuen Hause in Pesth zu missen, wurde Elisabeth ganz traurig.

„Es ist der einzige Wunsch meiner Seele," sagte sie eifrig, „hier auf dem Castell zu bleiben. Ich kenne das Gut und die Menschen, sie kennen mich und vertrauen mir, und dabei ist es die einzige, mir bekannte Gelegenheit, mich mit allen meinen Kräften recht nützlich zu machen und — lassen Sie mich es gestehen — das mir allein zusagende unabhängige Leben zu führen."

Dies letzte Argument siegte bei der feinfühlenden Agnes und sie gab nach, und Elisabeth bewohnte jetzt

seit sechs Jahren das Castell. Im Sommer kam Agnes auf Wochen und Monate heraus und im Winter gab Elisabeth ihren dringenden Bitten nach und besuchte sie auf einige Zeit in Pesth. Außerdem gingen mit jeder wöchentlichen Victualiensendung vom Gute nach Pesth noch Briefe her und hin, die Mischka, der auf dem Gute geblieben, auf's Treueste besorgte.

Elisabeth hatte bis vor Kurzem ihr Leben freudlos und reizlos verbracht, weil sie sich in ihrer wärmsten Hoffnung, der Erhebung ihres geliebten Vaterlandes, fortwährend getäuscht gesehen. Jetzt plötzlich war sie gehoben, die ersten Schritte zur Vertheidigung, zur Selbstständigkeit waren geschehen! Elisabeth strahlte verjüngt und verschönert!

Mit der Familie Horvath kam sie beinahe täglich zusammen. Die drei melancholischen Fräulein waren auch zum nicht Wiedererkennen verändert — sie hatten endlich eine Lebensaufgabe, eine Bestimmung gefunden — sich für das erwachende Vaterland zu opfern. Ihr jüngster Bruder war nach Pesth gegangen, um sich zum Eintritt in die neue ungarische Armee zu melden, und mit seiner militairischen Ausstattung hatten sie sich vollauf zu thun gemacht, denn seine junge Frau war unterdessen gestorben und er lebte seit drei Jahren wieder ganz unter dem mütterlichen Dache.

Die Merkwürdigste der Familie war aber auch jetzt wie immer die alte Mutter, die noch immer mit eiserner, nicht nachlassender Hand die Zügel hielt und über das Schicksal ihrer Kinder entschied. Sie allein, die alte Pythia, blieb ernst und gehalten, ja ernster als gewöhnlich, sie allein sah einen blutigen, lange währenden Kampf voraus und traf deshalb die umfassendsten und weitaussehendsten Vorbereitungen. Sie füllte ihre Ställe mit zahlreichen tüchtigen, schnellfüßigen Pferden, und ganze Heerden von Ochsen und Schweinen ließ sie schlachten und in Fässern einpökeln. Dann kaufte sie Getreide, Branntwein und Früchte, so weit nur ihre Kasse reichte, und als alle ihre Vorräthe gesammelt und geordnet, ließ sie durch treue Knechte in der Nacht verborgene tiefe Gruben graben und verwahrte darin die Fülle ihrer für die Kämpfer des Vaterlandes aufgehäuften Reichthümer.

Ihre Kinder erachteten diese Vorsichtsmaßregeln als überflüssig und eines Abends fand ihr Sohn, der gerade auf einige Tage von Pesth eingetroffen war, den Muth, ihr dies geradezu zu sagen, wobei seine drei Schwestern ihn freilich nur mit den Augen zu unterstützen wagten.

„Entweder," schloß er zuversichtlich, „sind wir Sieger ohne Kampf, weil die Oesterreicher uns gar nicht

in unserm Lande anzugreifen wagen, oder — wir überwältigen ihre Söldlinge mit leichter Mühe. Wenn Ungarn aufsteht, ist es unüberwindlich, denn jeder Magyar, der für sein Vaterland kämpft, ist ein Held!“

Die alte Dame entgegnete finster: „Auch Helden erliegen der Uebermacht. Ich habe für uns keine Siegesahnungen, aber eben deshalb bin ich auch bedacht, dem verhaßten Feind den Sieg so schwer als möglich zu machen, mit allen Mitteln, die mir armen Frau zu Gebote stehen, mit dem letzten Blutstropfen meines alten ungarischen Herzens!

Doch glaubt ja nicht, daß meine Zweifel an unsern Erfolgen bloß von trüben Ahnungen stammen, ach nein — es giebt eine wirkliche traurige Ursache, weshalb wir unterliegen werden.“

„Und das ist?“ fragte gespannt Lajos.

„Unser gutes Recht! Ja staunt nur, das ist allein die Ursache unsers künftigen Erliegens. Das Einzige, was ich aus Büchern gelernt, ist die Geschichte der Völker des Erdballs. Lest sie selbst diese Geschichte und sagt mir, ob nicht von je die edelsten Völker geknechtet, besiegt, von Tyrannen niedergetreten worden. Die Massen sind immer elend gewesen, nur der Einzelne genießt hin und wieder ein erträglich Loos.“

„Mutter, Mutter!“ riefen erschreckt die Töchter, „wie finster schaust Du die Welt an!“

„Und habe ich etwa nicht Recht? Der alte Gott hat vom Anbeginne der Welt bis zu ihrem Ende ein fürchterliches Wesen, das wir Schicksal nennen, über uns gesetzt. Einzelne Lieblinge entreißt er diesem Ungethüm, die Menge läßt er unter ihm verbluten. Nennt mir ein ein einziges edles glückliches Volk! Seht hin nach Spanien, Italien, Frankreich, Polen, Ungarn! Nennt mir nicht England und Amerika — England ist nicht edel, sonst gäbe es kein Irland, und die Amerikaner sind kein Volk; ursprünglich eine Hand voll zusammengewürfelter Abenteurer, von denen die meisten Krämer waren — deshalb sind sie praktisch! — Die vertriebenen Indianer sind wie ein Volk von Königen diesen kunstlosen, ideallosen, plebejischen Tagelöhnern gegenüber!

Und überall, wohin mein Auge sich kehrt, erliegt immer das Edlere dem Unedlen, nicht nur in der Geschichte, auch in der Natur! die Taube dem Geier, das Reh dem Wolfe, die Gazelle dem Schakal, das Weib dem Manne!“

„Weil sie schwächer sind,“ sagte die jüngste Tochter.

„Warum sind sie schwächer? Weil der alte Gott sie schwach in die Hände ihrer Peiniger geliefert, und sein Statthalter es nicht ändert.“

„So glaubst Du wirklich, Mutter, Gott kümmere sich nicht mehr um uns?“

Die alte Sybille schüttelte traurig den Kopf. „Nur einmal hatte er Mitleid mit dem grenzenlosen Elend hier unten — als er uns Christum sandte! Christus, der unvergleichlich Schöne und Reine, er, das Gegentheil von Allem, was hier lebt, er, der das Gegentheil von Allem lehrte, was die Menschen bisher getrieben und errungen, er, der selbst ohne seine göttliche Abkunft das erste Wunder der Welt gewesen sein würde!

Seine Erscheinung ist das Einzige, was die Armen, Elenden und ungerecht Verfolgten zum Troste, zur Sicherheit haben, daß jenseits es eine Vergeltung giebt. Seine Worte sind der einzige Lichtstrahl im Unglück der Völker, wie des Einzelnen, sein Leben und sein Tod ihre einzige Genugthuung! Mag auch ein Volk noch so gerecht, noch so edel sein, wie er ist Niemand, und mag es auch noch so sehr geknechtet, geschändet und gemordet werden, wie ihm geschieht keinem!“

So hatte die Alte noch nie zu ihren Kindern geredet. Mit bangem Zittern blickten die Töchter, mit Scheu der Sohn nach ihr, die dastand wie eine Priesterin der Alten. Ihr dunkles Kopftuch hatte sich zurückgeschoben und zeigte frei die hohe, gebietende, weiße Stirne, die, von einzelnen ergrauten Löckchen umgeben,

nur um so heller leuchtete; dazu die schwarzen Augen mit den scharfen, pechschwarzen Brauen und über dem festgeschlossenen, noch immer edlen Mund die feine asiatische Nase — zum ersten Male fanden die Mädchen ihre Mutter schön, ein Gedanke, der ihnen bisher nie gekommen, was sich ziemlich leicht erklären läßt, wenn man bedenkt, daß sie sie nie anders als im braunen Kopftuch, der Tuchjacke und dem schwarzen Flanellrocke gesehen und zwar nie recht angesehen, weil sie aus Bangigkeit es nicht gewagt! Ihre Mutter war immer für diese schuldlosen, gutmüthigen Geschöpfe der Gegenstand des Schreckens, der Vertreter einer strafenden Macht gewesen.

Die alte Frau saß in tiefes Sinnen noch verloren, ihre Töchter wagten sich nicht zu rühren, als die Thüre sich öffnete und Elisabeth mit ihrem Bruder eintrat. Frau von Horvath eilte ihnen hastig entgegen.

„Sie kommen von Pesth; was bringen Sie Neues, Herr von Serenyi?“

Serenyi's Augen leuchteten. „O, Alles geht herrlich! Wir rüsten! Ich habe noch heute Morgen mit dem edlen Ludwig Batthiany gesprochen. Der hofft freilich noch immer auf friedlichem Vergleichungswege mit Oesterreich fertig zu werden, aber, Gott sei Dank, er hofft doch nicht zu fest!

Daß diese Oesterreicher uns ein selbstständiges Heer verbürgen mußten, ist doch trotz allem seinem „Vertrauen" hauptsächlich sein Werk. Kossuth hingegen vertraut ihnen nicht so viel," und er schnalzte dabei mit den Fingern; „der beste Beweis ihrer hinterlistigen Gesinnung ist ja, daß sie uns einen Croaten entgegen schicken."

Frau von Horvath nickte. „Das ist die einzige Klugheit der Oesterreicher. Gute Mittel, um ihre verruchte Despotie zu erhalten, finden sie nie, aber gute Werkzeuge immer."

„Das kommt daher," sagte Serenyi, „weil sie nur den Instinkt, aber nicht das Genie der Tyrannen besitzen."

„Ja, ja," sagte die alte Ungarin lächelnd, „Genie haben sie wahrhaftig nicht. — Aber was führt Sie heute aus dem so ereignißreichen Pesth nach unserm stillen Lande?"

„Ich will meine Schwester abholen. Die Doctorin Rose hat mich dringend in einem Billet darum ersucht, ohne mir den Grund anzugeben, weshalb ich vermuthe, daß es ein wichtiger ist."

„Da hört man den Advocaten," sagte Elisabeth spöttisch.

„Oder nur den Mann," setzte Frau von Horvath hinzu, „weil die Männer immer glauben, die Frauen theilten nur Unwichtiges mit!"

„Oho, meine gnädige Frau! Sie wissen wohl, wie hoch ich Ihr Geschlecht stelle. Aus lauter Verehrung habe ich nicht gewagt, einer davon einen so unwürdigen Menschen, wie ich bin, zum Gemahl aufzudrängen."

Frau von Horvath bewegte nur abweisend die Hand gegen Serenyi; auf solche „Redensarten" gab die stolze alte Frau nie eine Antwort. Serenyi's Versicherung imponirte ihr ohnedem sehr wenig, da sie nur zu genau wußte, welche Mühe er sich einst gegeben, sie in Beziehung auf ihre dritte Tochter von ihrer Nichtverheirathungsmaxime abzubringen. Die Wangen der armen Marie verloren ohnedem noch immer etwas von ihrer gewöhnlichen Blässe, wenn Herr von Serenyi gegenwärtig war.

Elisabeth war nur auf die Pusta gekommen, Abschied zu nehmen, und schied deshalb bald mit ihrem Bruder. Noch denselben Abend fuhr sie nach Pesth.

Zweites Kapitel.

Agnes bewohnte in Pesth den zweiten Stock eines ohnweit der Donau gelegenen großen Hauses. Breite steinerne Treppen führten zu ihr, hohe, schöne Zimmer öffneten sich vor Elisabeth und ihrem Bruder, als sie bei völliger Dunkelheit Abends angekommen waren, aber nirgends ein Laut — Todtenstille durch die ganze Wohnung.

Als der Bediente das dritte Zimmer, wo sich Agnes gewöhnlich aufhielt, öffnete, herrschte darin die tiefste Finsterniß, aber aus der dunkelsten Ecke ertönte Agnes' Stimme, die eben wieder ihrer Gewohnheit, im dunklen Zimmer ihren Gedanken nachzuhängen, sich hingegeben hatte. Sie umarmte zärtlich die Freundin und streckte dem Bruder herzlich die Hand entgegen. Dann befahl sie Licht zu bringen.

„Tausend Dank, Serenyi, daß Sie sie mir gebracht!“

„Hier ist doch nichts vorgefallen?“ fragte Elisabeth.

„Vorgefallen nichts. Die beiden Kinder und Wilhelm sind wohl, aber seit ein paar Tagen bin ich wieder so sehr von trüben Ahnungen gepeinigt — und Du kennst meine Unart, diesen Ahnungen nachzuhängen; ich glaube, ich wäre aus Schwermuth gestorben, wenn ich nicht das zuversichtliche, trostbringende, heitere Gesicht meiner Elisabeth hätte zu sehen bekommen, das ja, seitdem Ungarn sich erhebt, wie eine Sonne strahlt und funkelt!“

„Führe mich zu meinen Lieblingen,“ bat Elisabeth, „ich kann es hier im Hause nicht ertragen, so lange ich die Kinder nicht gesehen.“

Agnes nahm eins der beiden Lichter, und indem sie Herrn von Serenyi ein noch nasses Zeitungsblatt zuschob, ergriff sie der Freundin Arm und ging mit ihr durch das nächste Zimmer in ein kleineres, grün verhangenes Cabinet. Da standen zwei weiße Kinderbettchen — in dem einen ruhte ein Knabe von vier, in dem andern ein Mädchen von drei Jahren, zwei rosige Gesichtchen, die langen Wimpern im süßen Schlafe auf den vollen Wangen ruhend. Nachdem Elisabeth einen flüchtigen Liebesblick auf die Kinder geworfen, hob sie verstohlen

ihr Auge zur Mutter, und als sie bemerkte, wie die im Anschauen ihrer Lieblinge versunken war, begann sie genauer die Freundin zu beobachten.

Agnes hatte sich seit ihrer Verheirathung außerordentlich verändert! Man konnte nicht von ihr sagen, daß sie älter oder häßlicher aussehe, wie als Mädchen, aber sie sah ganz anders aus. Aus einer Centifolie war eine Viole geworden. Sie, die früher in Farbe und Fülle geglüht, war jetzt blaß und schmal, und der Zug, der früher der characteristische ihres Gesichtes gewesen, der Zug fröhlicher Zuversicht, war ganz daraus gewichen — ja, es gab Momente, wo sie ängstlich und muthlos aussehen konnte. Vielen gefiel sie jetzt besser wie früher, den Männern besonders. Herr von Serenyi und Herr von Horvath besonders priesen ihre Schönheit als Frau und fanden, daß sie früher viel zu übermüthig und kühn in die Welt geblickt habe. Ein weibliches Wesen aber, das sie liebte, wie zum Beispiel Elisabeth, bei der mußte die Trauer bei ihrem Anblicke jedes andere Gefühl überwiegen. Wessen Auge so strahlte und jetzt so verschleiert in die Welt blickt, ist vom angebornen Throne seines Glückes sehr tief herabgestiegen.

In diesem Augenblick freilich erinnerte der Ausdruck ihrer Züge an den ihrer Mädchenzeit. Sie war eine

leidenschaftlich liebende Mutter, sie hing an ihren Kindern mit derselben anbetenden Zärtlichkeit, wie sie als Tochter an ihrem Vater gehangen. Jeder Athemzug ihrer Kinder war für sie das süßeste Wunder!

Mit einem Lächeln besann sie sich jetzt auf ihr mütterliches in Liebe sich Vergessen.

„Wir müssen zu Deinem Bruder zurückkehren, Elisabeth, er wird mit seiner kleinen Zeitungsbeilage wohl zu Ende sein.“

Und sie gingen zurück in den Salon. Als Agnes, das Licht in der Hand, die Thüre öffnete, trat Wilhelm, den Hut auf dem Kopfe, zur entgegengesetzten Thüre ein. August Serenyi hatte das Zimmer verlassen, und Elisabeth wurde nicht sogleich von ihm bemerkt, da sie hinter seiner Frau im Dunkel stand.

Keine Bewegung seiner Hand, keine Miene seines Gesichtes begrüßte Agnes, die in der Mitte des Zimmers stehen blieb.

„Guten Abend, Wilhelm,“ sagte sie, als er nach dem Tische ging und die Hand nach der Zeitung ausstreckte.

„Guten Abend,“ sagte er kurz und ohne sie anzusehen, dann setzte er rauh hinzu: „Warum ist nur ein Licht im Zimmer?“

„Herr von Serenyi hat das andere mit hinaus ge-

nommen, während ich mit seiner Schwester bei den Kindern war!"

Elisabeth mußte nun vortreten und den Hausherrn begrüßen, sie that es etwas scheu, durch seine anscheinend üble Laune geängstigt; denn es war das erste Mal seit Agnes' Verheirathung, daß sie dem Manne unbewußt Beide so beobachtet hatte.

Sobald sie Wilhelm gewahrte, erhellten sich seine finstern Züge, und indem er rasch den Hut abnahm, streckte er ihr freundlich die Hand entgegen. „O schön, daß Sie da sind, Fräulein! Sie brauchen mir Ihre Empfindungen über die neuesten Ereignisse gar nicht mitzutheilen — Sie sind ja ordentlich gewachsen durch die neue Größe Ungarns!"

Jetzt kam auch Serenyi zurück, der sich in Wilhelms Bibliothek ein Buch geholt; er wurde vom Hausherrn eben so freundlich empfangen wie seine Schwester.

Man setzte sich um den runden Tisch, die beiden Männer politisirten, Agnes und Elisabeth sprachen von den Kindern. Da wandte sich August an Agnes:

„Eben fällt mir bei, gnädige Frau, daß Sie letzthin von mir wissen wollten, ob Kossuth von seiner österreichischen Gefangenschaft aus mit Fräulein von Wesselenyi correspondirte; ich habe ihn selbst gefragt —nein, er that es nicht, durfte überhaupt an Niemand

schreiben — sie ist ihm aber doch die langen Jahre treu geblieben."

Agnes sah nach Wilhelm, als sie ihn aber, den Kopf auf das Zeitungsblatt gebückt, da sitzen sah, wandte sie sich dem Bruder der Freundin zu.

„Ich habe das auch eigentlich nicht geglaubt," sagte sie lebhaft. „Es war auch gar nicht nöthig. Kossuth ist ein Mann, den man nicht vergißt — und gar eine Frau, die er ausgezeichnet hat! Ich habe ihn nur ein einziges Mal reden hören" —

„Und unauslöschlich sind seine Züge Deinem Herzen eingegraben," fiel Wilhelm spöttisch ein. „Sie sehen, Serenyi, meine Frau schwärmt jetzt für Ungarns Stern!"

„Das theilt sie mit allen unsern Damen!"

„O," lachte Wilhelm noch spöttischer, „sagen Sie ihr das nicht, denn meine Frau hat den Ehrgeiz, den leider auch alle Frauen haben, etwas ganz allein thun zu wollen, enfin etwas Besonderes, eine Ausnahme sein zu wollen!"

„Du thust mir Unrecht," versetzte Agnes ohne alle Bitterkeit, aber doch mit einem Anflug von Gekränktsein. „Ich habe nun schon mehrere Male, wenn Du mir vorwarfst: Du machst es wie alle Frauen, Du

bist gerade so, wie die Andern, Dir geantwortet, daß in meiner Mädchenzeit mir alle Freunde das Gegentheil zum Vorwurf machten, indem sie behaupteten, es zieme sich nicht für eine Frau, so wenig mit ihrem ganzen Geschlechte übereinzustimmen."

„Diesen Vorwurf machte Dir Dein Vater, Niemand sonst," sagte Wilhelm ziemlich wegwerfend, „und dieser Vorwurf war eigentlich nur ein verstecktes Compliment, das Zeugniß für Deine Originalität ablegen sollte. Er hat Dich ja überhaupt so grenzenlos verwöhnt!"

„Da muß man Dir aber das Zeugniß geben, daß Du in dieser Beziehung gut machst, so viel in Deinen Kräften steht, nicht wahr, Herr von Serenyi?" sagte Agnes lachend und freundlich, Elisabeth aber bemerkte recht gut, daß ihrer Augen Glanz zu groß war, um nicht von einer unterdrückten Thräne herzurühren.

August sagte eifrig: „Ich danke Gott, daß ich nicht verheirathet bin und man mir also in diesem Fache keine Sünden nachweisen kann — so habe ich doch das unumschränkte Recht, über einen so ungalanten, verabscheuungswürdigen Gatten, wie Wilhelm, zu spotten!"

„Agoston, Agoston!" sagte Rose, „Sie verstehen nichts von der Sache, wissen nicht, wie knapp eine

Frau gehalten werden muß, damit der Pantoffel uns nicht ganz und gar erdrückt."

Elisabeth aber sagte im hellen Zorne ihres ehrlichen Gemüthes: „So lügen Sie doch nicht so unerträglich, Doctor Rose! Wenn so ein Tyrann, wie Sie, vom Pantoffel spricht — das kann ja ein ehrliches Mädchen gar nicht mit anhören!"

Wilhelm sah sie verwundert an. Als er aber sah, daß sie im Ernste sprach, sagte er lächelnd: „Sie sind doch sonst eine so kluge, vernünftige Dame! Und doch so im Irrthum über mich und meine Frau!"

Noch zweimal am Abend ließ Agnes, die gewöhnlich still da saß, sich durch ihre alte, natürlich nur unterdrückte, aber nicht ausgestorbene Lebhaftigkeit fortreißen, eifrigen Antheil am Gespräche zu nehmen (oder es an sich zu reißen, wie Wilhelm ihr immer vorwarf). Aber jedes Mal, wenn sie im stärksten Feuerstrom der Rede war, fiel eine spöttische, tadelnde Bemerkung Wilhelms wie kaltes Wasser darauf, und sie kehrte dann in ihr gewöhnliches stilles Wesen zurück.

Ihre Lebhaftigkeit, die ihm, als sie noch nicht sein Eigenthum war, pikant erschien, war ihm jetzt ein Greuel. Eine Frau sollte ruhig, schweigsam, still und zurückhaltend mit ihrer Meinung und ihrem Urtheil sein. Das allein gab ihr Würde und Lieblichkeit!

Agnes war nun ihr ganzes Leben das Gegentheil gewesen, nämlich lebhaft, gesprächig und offen in Gedanken und Urtheilen, ja sogar unvorsichtig offen gewesen. Seit sechs Jahren wurde nun an ihr curirt, und daß die Cur so schlecht gelang, das heißt, daß bei jedem entscheidenden Augenblick nichts davon zu sehen war, machte den Arzt und die Patientin gleich mißmuthig.

Außer dieser beabsichtigten Umwandlung ihres ganzen Grundcharacters hatte aber die arme Agnes zwei noch viel schlimmere Feinde im Herzen ihres Mannes.

Erstens die Erinnerung an Ludmille. Er hatte sie nicht vergessen, er liebte sie nicht mehr, nein, er haßte sie, er verabscheute sie, aber Alles, was sie ihm angethan, war mit Flammenzügen in sein Gedächtniß eingegraben, und diese Erfahrungen waren die Grundlagen, worauf er seitdem seine Ansichten vom ganzen weiblichen Geschlecht gebaut. Er sagte sich: Sie sind schwach — aber voll böser Neigungen, sobald man ihnen Freiheit läßt. Eine Sclavin ist sanft, liebend, treu. Eine Herrin ist despotisch, gefallsüchtig und wankelmüthig. Nur indem man ihnen die Zügel so stramm hält, daß sie nicht zum Bewußtsein ihrer Neigungen gelangen, kann man auf sie bauen. Nach die-

sem System wurde Agnes trotz sechsjähriger Liebe und Treue „behandelt.“

Der zweite Feind der armen Frau war Wilhelms eigener ursprünglicher Character. Er war selbstsüchtig, verschlossen, eigensinnig und zerstreut bis zur äußersten Grenze.

Wenn er eine Frau mit warmem Hingeben auch geliebt hätte — vielleicht, wenn Ludmille ihm nicht begegnet, wäre das doch geschehen — so würde seine Verschlossenheit es ihr nie gezeigt haben.

Seine Zerstreuung kam daher, daß seine Patienten oder vielmehr ihre merkwürdigen Zustände ganz und gar seinen Kopf einnahmen; kehrte er nach Hause, so dachte er auch an nichts Anderes, und weckte ihn irgend eine Unbequemlichkeit aus seinem Brüten, so wurde Agnes durch seinen immer wachen Hang zu Kritik und Spott dafür bestraft. Wenn seine Kinder, die er liebte, sobald sie seiner ärztlichen Pflege bedurften, ihn durch ihre Heiterkeit störten, so würde Agnes gescholten, daß sie sie nicht besser erzöge. „Deine Kinder sind die unartigsten in ganz Pesth,“ hieß es dann. Und eigentlich war er doch kein schlimmer Vater, denn er sorgte für sie und sparte und versagte sich Manches um ihretwillen, was bei seinem Egoismus doppelt hoch anzuschlagen war.

Am selben Abend sagte Elisabeth zu ihrer Freundin, als sie allein waren: „Dein Mann ist nicht liebenswürdiger während dieses Sommers geworden — Du bist zu gut gegen ihn!“

„Liebste Elisabeth — wie soll ich anders sein, ich sehe ihn kaum im Laufe des Tages. Nur Morgens, Mittags und Abends und dann immer in Begleitung eines politischen Journals oder einer ärztlichen Broschüre. Es giebt Tage, wo wir, ohne im Mindesten zu grollen, kein Wort wechseln, denn ich erspare ihm das gern. Bei jeder Frage wegen des Hauswesens oder der Kinder sagt er gewöhnlich ja, immer aber: „Sage mir schnell, was Du willst, denn ich habe keine Zeit.“ Meine schlimmen und zugleich meine guten Tage sind, wenn Besuch da ist, d. h. Herrenbesuch, denn an Damenbesuch stört er sich wenig, wie Du weißt. Da wird er durch die Andern aufmerksam auf mich, und das zieht mir dann immer einen Tadel zu.“

„Ich fand ihn heute Abend unausstehlich!“

„Ich liebe ihn heute, wie vor dem Altar! Wenn er nur höflicher gegen mich wäre, darin hat mich mein Vater verwöhnt — da hat er Recht! Nie kam jener nach Hause, ohne mir die Hand zu geben, nie trennte er sich von mir ohne Abschied, nie empfing er etwas aus meiner Hand, ohne mir dafür zu danken — es ist

lächerlich, aber diese Formen vermisse ich am schmerzlichsten. Möchte mich Wilhelm verspotten, so viel er wollte, tadeln und corrigiren, thäte er es nur feiner — ich gäbe ihm gern Recht und fügte mich, denn ich weiß, daß ich sehr der Nachsicht bedarf."

„Du irrst Dich in Dir selbst," sagte Elisabeth langsam. „Du irrst Dich, indem Du jene Formen besonders zu vermissen glaubst. Von Deinem Vater beglückten diese Formen Dich so sehr, eben weil es bei ihm keine bloßen Formen waren; in ihnen wohnte der Geist der grenzenlosen Liebe, die er Dir weihte. Du vermißt sie nur so sehr bei Wilhelm, weil sie bei Deinem Vater die sichtbaren Zeichen seiner unsichtbaren Liebe waren. Es ist dasselbe Gefühl, das uns bei dem Tode eines geliebten Menschen glauben läßt: Wenn ich nur sein theures Antlitz noch vor mir sähe und hörte auch nie mehr ein Wort von seinen Lippen und träfe mich nie mehr ein Blick seiner Augen, nur ihn sehen noch, ich wäre getröstet — dieser Trost wäre doch nur eine Verbitterung unsers Schmerzes."

Agnes schüttelte den Kopf. „Ich bleibe dabei, diese Formen würden mich bei Wilhelm vollkommen zufrieden stellen, denn im Grunde weiß ich ja doch, daß er keine Andere über mich stellt" —

„Seine Mutter, Agnes!"

„Unter die beuge ich mich gern, denn sie war sicher besser als ich, aber er liebt doch kein anderes Weib, er geht nirgends hin, als zu seinen Patienten; seine Mußestunden bringt er alle unter unserm Dache zu. Er theilt mir freilich nichts mit, aber ich weiß auch, daß kein Anderer, nicht einmal ein Mann, sein Vertrauen besitzt. Er ist ein Ehrenmann in jeder Beziehung, in seiner Wissenschaft ausgezeichnet, ein Segen der Armen, von Jedem geachtet, was will ich mehr?“

„Da hast Du vollkommen Recht, aber ich widerstreite nur, daß seine Formlosigkeit Deinem Glück solchen Abbruch thut.“

Doch, doch! Legte er sie ab, dann würde ich mich fröhlichern Hoffnungen hingeben, der Hoffnung, daß er wieder mittheilender gegen mich würde, wie er es zum Beispiele während des Winters unsers Brautstandes war, wo er wöchentlich zu uns hinaus kam und nichts that, als sich mehrere Stunden lang mit mir beschäftigte.“

„Das heißt, er ließ sich von Dir vorerzählen, was Du vortrefflich kannst, und hörte Dir aufmerksam zu, weil Du ein junges schönes Mädchen warst, das ihn heirathen wollte, und er ein junger Mann und so sehr in Dich verliebt, wie es eben ein Gelehrter, ein Philosoph und ein Arzt sein kann.“

„Als ob ich immer erzählt hätte!“

„Das ist ja gerade Deine schönste Eigenschaft, Agnes. Nannte Dich nicht oft Dein Vater in meiner Gegenwart seine liebste Scheherazade? Und hast Du mir nicht selbst gesagt, daß Doctor Rose Dir als Bräutigam beinahe nichts von seiner Vergangenheit mitgetheilt?“

Agnes wurde roth, denn sie erinnerte sich freilich, daß Wilhelm ihr damals nie von Waldheim gesprochen, daß er erst, als er ihr Gatte war, seines Aufenthaltes dort und seiner Bekanntschaft mit Albert und zwar in einer für sie kränkenden Weise erwähnt, indem er sie eines „eitlen Vergnügens auf Kosten ihres Rufes beschuldigte.“ Dies hatte sie aus einer erklärlichen Scheu nun selbst Elisabeth nicht mitgetheilt, der sie aber früher in mädchenhafter Vertraulichkeit den kleinen Roman mit dem Prinzen von Waldheim vertraut, als sie einmal an einem stillen Winterabende mit ihr zusammen auf dem Castell gesessen und Elisabeth sie gefragt, ob sie nie geliebt. „Beinahe,“ hatte sie da geantwortet, und dieses „beinahe“ dann eine Erläuterung nach sich gezogen. Elisabeth ahnte nun nicht, daß Wilhelm den Prinzen Albert kenne, und noch weniger, daß er der Vertraute seiner Liebe zu Agnes gewesen.

Obgleich Elisabeth Wilhelm im Innern heftig tadelte wegen seines wenig liebenswürdigen Benehmens gegen seine Frau, war sie ihm doch in wahrer Freund-

schaft zugethan. Sie hätte auch entschieden als Frau besser für ihn gepaßt als Agnes, obgleich sie in geistiger Bildung weit tiefer unter ihm stand, als Agnes Stein, denn ihr Character war seinem stählernen Willen näher verwandt. Sie hätte sich nicht quälen und schelten und zum Werkzeug gebrauchen lassen, um eine üble Laune quitt zu werden. Agnes fand nur Energie und Muth und Kraft bei wichtigen Lebensfragen. Wenn sie nicht aufgeregt war, war sie ängstlich, wenn nur sie selbst in Betracht kam, beugte sie das Haupt und empfing lieber den Schlag, als ihn durch ein muthiges Entgegentreten zu pariren. So war nicht Elisabeth. Vom Scheitel bis zur Sohle war sie angeregt und muthig, energisch bei der kleinsten häuslichen Handlung, thatkräftig auf ihrem Recht und ihrer Ansicht beharrend im kleinsten Streit. Durch ihre grenzenlose Gutmüthigkeit und ihre überwiegende Selbstkritik, ihren gänzlichen Mangel an Eitelkeit, so wie ihre krystallklare Vernunft wurde ihr Widerstand aber nie zum Eigensinn, ihre Thatkraft nie zum Rumorgeist.

Man behauptet immer, für eine Ehe sei es am zuträglichsten, wenn das Paar recht verschieden sei. Daran fehlte es bei Rose und seiner Frau wahrhaftig nicht. Zwischen ihrem weichen, träumerischen, etwas unklaren, aber durchaus offenen, ehrlichen Wesen und seinem

stahlharten, kritischen, klaren und zurückhaltenden Character herrschte keine Beziehung, ja nicht einmal das leiseste Verständniß — verstand und erkannte er auch einmal ihre Eigenschaften, so war es nur, um sie zu tadeln. Das Einzige, was er, doch ohne es je gegen sie zu erwähnen, an ihr genehm fand, war ihr reiner und jedem gemeinen Streben abgewandter Sinn. Aber er wollte, wie schon gesagt, eine gemessene, ruhige, besonnene, zurückhaltende, stille, unermüdlich thätige Frau, und Agnes war eine über alle Maaßen lebhafte, bewegliche, unbesonnene, rückhaltslos offne, leicht von jeder einförmigen Beschäftigung abgespannte nervöse träumerische Natur!

Warum hatte er sie nun geheirathet — täuschte er sich in ihr? Sicher nicht, aber er hatte, nachdem ihn ihre Originalität angezogen, wie alle Männer es für ein Leichtes gehalten, einen Frauencharacter zu formen.

Und dennoch wäre wohl trotz ihrer „Unfügsamkeit" Alles gut gegangen. Ihre Liebe zu ihm und zu seinen Kindern, ihr wirklicher Werth, sowie langjährige Gewohnheit würden ihn ausgesöhnt haben mit einem Wesen, das dem Ideal seiner Erwartung nicht glich; er würde sie zuletzt geschätzt haben, wie sie war, und nicht wie sie nach der Schablone seiner Einbildungskraft sein sollte, aber — die Erfahrung, wie Ludmille,

die Einzige, die je sein Herz besessen, mit diesem stolzen Herzen gespielt und es mit Füßen getreten, diese Erinnerung gab für sein einseitiges Urtheil, wie es in Beziehung auf Frauen das Urtheil beinahe aller Männer ist, die Richtschnur ab. Weil dies Weib sein Vertrauen getäuscht, vertraute er keiner mehr, weil dies Weib characterlos, schwach und gefallsüchtig trotz der vortrefflichsten Mutter geworden, wie sollte nicht Agnes, die ihre Mutter gar nicht gekannt und vom Vater auf's Unverantwortlichste verzogen war, noch viel schlimmere Neigungen in sich tragen?

Ueberdem gab unglücklicherweise die Eigenthümlichkeit ihres Wesens ihm fortwährend Anlaß, solche Eigenschaften bei ihr vorauszusetzen; ihre vielseitige Erregbarkeit hielt er für Mangel an Character, ihre Weichheit für Schwäche und ihr lebhaftes Eingehn in jede einen anziehenden Stoff behandelnde Unterhaltung, wenn ihn auch nur Männer in ihrer Gegenwart besprochen, für Oberflächlichkeit und Sucht zu glänzen. Wehe der armen Frau, die einem Manne zu Theil wird, der vor ihr mit einer Unwürdigen in inniger Seelenbeziehung gestanden!

Hätte Agnes aber auch das ganze Verhältniß Wilhelms zu Ludmillen gekannt, von dem sie natürlich bei ihres Mannes Verschlossenheit nichts ahnte, so würde

das nur in ihren Augen eine Ursache mehr gewesen sein, ihn zu lieben und ihm anzugehören, denn es würde ihre Theilnahme und den Wunsch in ihr erregt haben, ihm durch Liebe und Treue zu vergelten, was jenes Mädchen an ihm verbrochen. Sie war viel zu edel, um bei einer guten Handlung an die üblen Folgen zu denken, die daraus für sie selbst erwachsen konnten.

Drittes Kapitel.

Die beiden Freundinnen saßen plaudernd am andern Morgen nach dem Frühstück zusammen, die Kinder spielten geräuschlos in einer Ecke des Zimmers, als plötzlich Agnes aufhorchend zusammenfuhr.

„Was hörst Du?" fragte Elisabeth.

„Wilhelms Schritt! Um diese Zeit pflegt er gewöhnlich nicht nach Hause zu kommen! Es muß irgend ein bedeutender Krankheitsfall, wegen dessen er vielleicht in seiner Bibliothek nachschlagen will, ihn um diese Zeit nach Hause geführt haben!"

Elisabeth sprach nun weiter, aber Agnes hörte ihr nicht zu. Sie horchte auf ihres Mannes Schritt, der sich aber nicht vernehmen ließ. Sie trat an das Fenster, das nach dem Hofe ging, um zu sehen, ob der Wagen noch unten halte — zu ihrer größten Verwun=

derung spannte der Kutscher die Pferde aus. Sie öffnete das Fenster und fragte den Kutscher, ob sein Herr schon mit den gewöhnlichen Krankenbesuchen fertig sei. Der Mann entgegnete, daß noch nicht die Hälfte abgethan sei, aber der Herr Doctor ihm befohlen habe, im Stalle zu warten, bis er ihm den Befehl zum Anspannen schicke.

„Wenn er nur nicht krank ist," sagte Agnes ganz bleich und geängstigt.

„So gehe zu ihm und frage ihn," meinte Elisabeth.

Agnes schüttelte ängstlich den Kopf. „Er mag es nicht, wenn ich ihn in seinem Zimmer aufsuche. Er haßt jede Störung und hat mich bei sich nie mit einem freundlichen Gesicht empfangen."

Elisabeth dachte im Stillen, daß die freundlichen Gesichter Wilhelms auch im Salon seiner Frau nicht zum Ueberfluß ihr gespendet würden, aber sie sagte nichts.

Nachdem Agnes eine Weile unruhig im Zimmer auf und ab gegangen, hielt es ihre lebhafte Natur nicht länger aus. Sie ging hinüber zu Wilhelm.

Er bemerkte ihren Eintritt gar nicht. Den Kopf in beide Hände vergraben, saß er vor seinem Schreibtisch. So lange sie ihn kannte, hatte sie ihn nie so gesehen,

grübelnd zwar oft, aber doch nicht so todt und versunken.

Mit zitternder Stimme fragte sie endlich: „Wilhelm, fehlt Dir etwas?“

Er schnellte erschrocken in die Höhe, und sein Gesicht, welches Agnes jetzt zu sehen bekam, war todtenbleich, und die Augen hatten einen erschreckenden Ausdruck.

Seine Frau ging zu ihm und legte schüchtern die Hand auf seine Schulter: „Du bist krank, lieber Wilhelm, wünschest Du nichts?“

Wilhelm schüttelte mit dem Kopfe, endlich — und man sah, welche Ueberwindung ihn die wenigen Worte kosteten — sagte er ungewöhnlich sanft: „Ich bitte Dich, laß mich allein.“

Er wendete sich wieder ab von ihr und sah zur Zimmerdecke auf und beachtete sie nicht mehr. Agnes stand noch hinter seinem Stuhle und konnte sich nicht zum Gehen entschließen. Jetzt machte sie ein Geräusch; da wandte sich ihr Mann zum zweiten Male um, und in dem Tone, in welchem er sie fragte: „Bist Du noch da?“ lag so deutlich der Schmerz eines nicht zornigen, aber bis zum Aeußersten gequälten und gepeinigten Menschen, daß Agnes erschüttert und ihre

Thränen kaum mehr bewältigend rasch das Zimmer verließ.

Sie ging nicht zu Elisabeth, in ihr stilles kleines Schlafzimmer schloß sie sich ein und fiel weinend nieder am leeren Bette ihres jüngsten Kindes.

„Ich bin ihm nichts, gar nichts," rief sie leise jammernd. Seine Freude läßt er mich nicht theilen, und seinen Schmerz verschließt er ganz vor mir. Nur zu seiner Bequemlichkeit bin ich ihm nütze — wenn ein Automat sein Hauswesen so pünklich besorgte, wie ich, er würde mich nie, nie vermissen! O warum bin ich nicht todt!" Da fiel ihr Blick auf das Bettchen, das ihr weinendes Haupt stützte, und mit ihm kam der Gedanke an ihre beiden Kinder, die der Liebe und Pflege der Mutter bei des Vaters kaltem, theilnahmlosen Wesen so doppelt bedurften, und zugleich kam ein Trost in ihr armes, zertretenes Herz. Die Ueberzeugung, wie nothwendig sie diesen beiden kleinen süßen Wesen sei, gab ihr wieder Kraft zu leben, und ihre elastische Natur erhob sich über den Bereich des trostlosesten Schmerzes im Leben, des Schmerzes, da nicht geliebt zu sein, wo Herz und Geist, wo die Natur und die Verhältnisse, wo Selbstgefühl und Stolz zugleich uns einen Anspruch darauf geben. Es giebt keine größere Demüthigung, als die einer edlen Frau, die sich von ihrem Gatten, dem Vater

ihrer Kinder, vernachlässigt fühlt, und nie ward diese Demüthigung Agnes in so vollem Maaße zu Theil, wie eben, wo der Mann ihrer Wahl ihr nicht vergönnte, von seinem Schmerze zu erfahren, ihn zu theilen, ihn zu lindern, kurz, sie von dem edelsten Vorrechte des Weibes ausschloß.

Es mochten ungefähr zwei Stunden verflossen sein, als Wilhelm sein Zimmer wieder verließ und seine Droschke bestieg, um die unterbrochene Morgenrunde bei seinen Patienten zu vollenden. Er hatte wieder seine ruhige, klare, entschlossene Miene, nur war er noch etwas blässer als gewöhnlich und seine Augen blickten wo möglich noch kälter und gleichgültiger, als gewöhnlich.

Wilhelm hatte an diesem Morgen eine Prüfung erlebt, von deren möglichem Eintreffen er bisher auch nicht die leiseste Ahnung gehabt.

Schon in aller Frühe hatte ihn einer seiner Collegen aufgesucht mit der Bitte, ihn zu einer Consultation zu begleiten. Unterwegs theilte er ihm mit, daß es die Frau eines der ersten österreichischen Beamten betreffe, die junge Frau eines alten Gemahls, die dieser aus Eifersucht nicht fortgeschickt, wie beinahe alle übrigen Beamten schon seit längerer Zeit bei der unruhigen Stimmung in Pesth es gethan.

Die junge Frau lag auf den Tod an dem bösartigsten Typhus, und Wilhelms Freund, ein älterer, sehr erfahrner Arzt, schien wenig Hoffnung zu haben, sie zu retten. Als Wilhelm mit ihm in das Krankenzimmer trat, kam ihnen der Gemahl der Dame, ein alter, dürrer Mann mit einer höchst widerlichen hochmüthigen Physiognomie entgegen. Der ältere Arzt, Doctor Keller, stellte ihm Wilhelm vor und fragte dann, wie die Kranke den letzten Theil der Nacht zugebracht.

„O, die Gräfin ist um nichts besser," sagte achselzuckend der alte Herr, „immer dasselbe Lamento nach ihrer Mutter, immer kein Schlaf, aber geschlossene Augen, so starkes Fieber, daß man ihre Hand nicht halten kann, und dabei Brausen in den Ohren, daß man, um ihr etwas zu sagen, schreien muß, als wäre sie stocktaub."

Diesen Bericht stattete der Graf nicht im Tone eines besorgten liebenden Gatten, sondern eines ärgerlichen geplagten Krankenwärters ab, dann bedauerte er noch, daß seine Dienstpflicht ihn abrufe, und empfahl sich den beiden Aerzten mit der nachlässig vornehmen Miene eines gnädigen Gönners.

„Mich wundert," sagte Wilhelm zu seinem ältern Freunde, „daß Sie in diesem Hause Arzt sein mögen!„

„Ich würde es schon längst aufgegeben haben, wenn nicht der Graf mir durch seine Macht alsdann auch meine städtische Anstellung entziehen würde.“

Sie traten jetzt an das Bett der Kranken. Bei ihrem Anblick war es Wilhelm, als gehe ihm ein Stich mitten durch's Herz. Dieses blasse schmale Gesicht mit den geschlossenen Augen und den wirr es umgebenden dunklen Haaren erinnerte ihn an Jemand, ohne daß er sich selbst im Augenblick hätte Rechenschaft geben können, an wen. Sein Freund befühlte kopfschüttelnd den Puls der immerwährend zuckenden abgemagerten Hand, dann bog er sich nieder und rief mit starker Stimme: „Wie geht es heute, Frau Gräfin?“

Die Kranke hob kaum sichtbar die Lider und machte statt aller Antwort eine trostlose Bewegung mit der Hand.

„Wenn sie nur die Augen öffnen wollte,“ sagte Wilhelm ganz leise.

Bei den ersten Lauten dieser Stimme fuhr die Kranke wie von einem electrischen Schlage berührt in die Höhe. Mit weitgeöffneten Augen, mit flammender Stirne saß sie aufrecht im Bette. Ihre Blicke suchten offenbar nach Rose, der im ersten Schreck über der Kranken Bewegung unwillkührlich zu den Häupten

ihres Bettes zurückgetreten war. Sie wandte den Kopf nach allen Seiten, endlich fand sie i h n.

Sie haschte nach seiner Hand, mit einer Art Abscheu entzog er sie ihr, sie erfaßte einen Zipfel seines Gewandes und ihre zitternden Hände brachten ihn an die fieberdunklen, trocknen Lippen!

„O Wilhelm, daß Du kommst! in meiner letzten Stunde kommst! Es giebt doch einen milden Gott, nicht einen, der nur straft und rächt. — Denke daran, daß ich an den Grafen L. verheirathet bin! daß ich das Eigenthum, die Beute, das Opfer dieses alten Ungeheuers bin, und Du wirst mir verzeihen!"

Wilhelm sagte nichts — nein, er strebte von der Kranken los zu kommen, aber es war, als verdopple das Fieber ihre Kräfte, sie hielt seinen Arm, den sie erfaßt, mit übermenschlicher Gewalt fest.

Der ältere Arzt nahm das Ganze für eine Fieberphantasie und glaubte, die Gräfin halte Wilhelm darin für einen Andern. Er trat zu ihm und flüsterte leise: „Geben Sie ihr nach, gehen Sie in ihre Ideen ein, sie könnte uns sonst rasend werden."

Aber Wilhelm war unbeugsam, mit abgewandtem Antlitz blieb er so fern als möglich vom Bette stehen — er hatte ja Ludmillen erkannt, und Ludmille hatte bei ihm auf keine Verzeihung zu hoffen!

„O Wilhelm," flehte sie wahrhaft herzzerreißend, „o Wilhelm, sei barmherzig! Ich weiß ja, daß ich abscheulich an Dir gehandelt, daß ich mit Deinem Herzen gespielt, daß ich ein gefallsüchtiges, eitles, hochmüthiges, herzloses Weib war! Aber bedenke doch, daß ich an diesen Mann verheirathet bin, der mich Tag und Nacht nicht aus den Augen läßt! Gezwungen hat mich freilich Niemand zu dieser Verbindung, aber war nicht mein grenzenloser Leichtsinn eines Rathgebers werth?"

Als Wilhelm noch immer schwieg, jammerte sie von Neuem. „Ist Dein Stolz, Deine Härte nicht zu rühren, wenn ich Dir sage, daß der ehemals so stolzen Fürstin Ludmille jedes freie Slovakenmädchen im Vergleich mit ihr selbst als eine Königin erscheint? O, ich bin so tief gesunken, wie ich es nicht verdiente — nein, so habe ich selbst nicht an Dir gefrevelt, daß ich verdient hätte, diesem Manne, diesem Inbegriff aller Laster in die Arme gegeben zu werden! O Wilhelm!"

Sie ließ seinen Arm los, sie sank zurück, ihre Kraft war erschöpft und sie schloß die Augen; in demselben Moment, ehe der Doctor Keller es noch verhindern konnte, war Wilhelm aus dem Zimmer geeilt.

Er war nach Hause gefahren, um nach zwei Stunden wieder bei seinen Kranken derselbe ruhige, auf-

merksame, beobachtende Arzt zu sein, wie sie ihn immer gekannt.

Zu Tische erschien er zur gewöhnlichen Zeit, das heißt, als alle Andern schon gegessen hatten, um seine frugale Mahlzeit einzunehmen, die beinahe jeden Tag aus denselben Schüsseln bestand.

Mit Herrn von Serenyi sprach er nur wenige Worte, aber freundlich wie immer, Elisabeth, die ihn in ihrer muntern Weise neckte, gab er ganz heitere Antworten, nur mit seiner Frau machte er so wenig Umstände wie gewöhnlich.

Als Wilhelm sich eben vom Tische erheben wollte, trat Doctor Keller ein. Wilhelm zog bei seinem Anblick die Stirne in tiefe Falten und bewillkommte ihn so steif, wie sein alter Freund es nicht von ihm gewohnt war. Dieser ließ sich aber nicht irre machen.

„Ziehen Sie noch so ernste Gesichter, lieber Rose, Sie müssen doch mit zur Gräfin. Sie verlangt fortwährend nach Ihnen, und daß sie Sie in ihrem Fieberparoxismus für einen ehemaligen Liebhaber hält, ist freilich bei einer Kranken nicht sehr unterhaltend — wer weiß aber, ob sie die fixe Idee nicht mit in den gesunden Zustand hinüber nimmt, und dann" —

„Sie entschuldigen, gnädige Frau," sagte er, sich zu Agnes wendend, „aber ich bin ein Wiener, und Sie

kennen das alte Sprichwort, wonach der Wiener Alles begreift, nur nicht die Moral!"

Agnes machte eine freundliche Bewegung, sie war verlegen und ängstlich, weniger durch des schwatzhaften Doctors Reden, als durch Wilhelms offenbare Befangenheit und üble Laune.

„Doctor Keller," sagte er endlich kurz, „ein für alle Mal, ich gehe nicht mit! Das Haus der Gräfin betrete ich nie mehr!"

„Aber wenn sie nun stirbt aus Verlangen nach Ihnen?"

„Heute Morgen hatten Sie sie selbst aufgegeben, da hatte sie mich noch nicht gesehen! Wenn sie stirbt, ich kann es nicht hindern" — —

„Doctor Rose, Doctor Rose!"

„Mein letztes Wort, ich muß jetzt zu meinen übrigen Kranken, deren ich heute Morgen mehrere versäumt." Und mit einem kurzen Gruße verließ er das Zimmer. Doctor Keller eilte ihm nach, aber vergeblich, Wilhelm bestieg allein seinen Wagen und fuhr in raschem Trabe zum Thore hinaus!

Wir wenden uns zu der armen, von Allen verlassenen Ludmille. In ihrem Zustand war eine merkwürdige Veränderung eingetreten. Ihr Geist war vollkommen befreit von den Banden der Krankheit, aber

ihr Körper schien ihr desto sicherer erliegen zu wollen, sie schlief keine Minute mehr, das Fieber erreichte eine fabelhafte Höhe.

Ihr Gemahl, den sie früher doch um sich geduldet, durfte seit Wilhelms Erscheinen an ihrem Krankenbette sich nicht mehr daran blicken lassen. Sobald sie ihn gewahrte, fiel sie in die fürchterlichsten Zuckungen, und Doctor Keller mußte ihm zuletzt geradezu erklären, daß sein Anblick der Gräfin tödtlich sei.

Da in diesen Tagen, den ersten Tagen des Octobers, die Aufregung in Pesth zur höchsten Höhe stieg und des Grafen amtliche Wirksamkeit sehr in Anspruch genommen wurde, so ließ er es sich gern gefallen, aus dem Krankenzimmer seiner Frau verbannt zu werden; von dem Vorfall mit Wilhelm ahnte er natürlich nichts.

Ludmille, die noch vor einem Jahre, als sie bei ihrer Schwester, der Fürstin T., in Wien sich aufhielt, die gefeiertste Dame der Creme der üppigen Stadt gewesen, Ludmille, die schöne, stolze Princessin Waldheim, lag jetzt allein da, auf die Pflege einer leichtfertigen Kammerfrau beschränkt, in der ihrem Gemahl so feindlich gesinnten ungarischen Hauptstadt. Ihr einziger Trost und Freund war ein alter Arzt, ein zwar gutmüthiger Mann, aber von so leichtfertigen Grundsätzen, daß seine Jugend den zweideutigen Ruhm eines unwiderstehlichen

Don Juans genossen. Doctor Keller war ein Wiener Arzt, den ein Abenteuer mit einer hochstehenden Dame hieher verschlagen hatte. Er hatte den ächten Wiener Character, gutmüthig, intelligent, oberflächlich, und hegte vom eigentlichen Ernste und Inhalt des Lebens die Ansicht, daß man ihn sich so viel als möglich vom Leibe halten müsse, denn ernsthaft und traurig war für ihn, was es für die ganze bisherige Wiener Generation war, gleichbedeutend. Den Grafen verachtete er auch innerlich, aber eigentlich doch nur, weil er eine schwächere Gesundheit gehabt, als er selbst, und seine tollen Streiche ihn zum frühen Greise gemacht, während Doctor Keller noch immer wie ein „wohlconservirter blühender Fünfziger" aussah und Jedermann den Grafen für einen hohen Sechziger hielt.

Ludmille, deren frühe Menschenkenntniß von ihrer unglücklichen Ehe natürlich nur geschärft worden, durchschaute den Doctor vollkommen. Sie war klar darüber, daß die einzige Ursache, warum sie bei ihrer möglichen Herstellung nicht auch einen Anbeter in ihm zu befürchten hatte, einzig und allein in seiner Rücksicht auf die amtliche Stellung ihres Mannes lag. Aber diese Rücksicht bestand und sie konnte ihn also völlig sicher zu ihrem Freunde und Vertrauten machen — da sie Niemand anders hatte! Nur zu wohl war Ludmillen

die alberne Behauptung der Welt, daß eine reine Freundschaft zwischen Personen verschiedenen Geschlechts eine Unmöglichkeit sei, bekannt, und nur zu gut durchschaute sie den Grund, weshalb eine solche Freundschaft so selten vorkommt — er liegt in dem Umstand, daß keine kluge Frau einem Mann ihr Vertrauen schenkt, ohne sichere Garantien seiner uneigennützigen Gesinnung zu besitzen; und wie und wo solche Garantien finden? — Sie wußte wohl, daß solche reine Freundschaften selten sind, nicht weil edle Frauen sie mißbrauchen lassen, sondern weil die Frauen zu klug sind, sie einzugehen — denn die höhere Klugheit der Frauen wird so lange zunehmen, wie ihre Freiheit eine geringere bleibt. Die Unterworfenen und Abhängigen hatten von je schärfere Sinne als ihre Meister und aus diesem einzigen Grunde sind auch die Frauen klüger, als die Männer.

Ludmille hatte nur noch einen Gedanken, einen Wunsch, ein Verlangen auf Erden — die Versöhnung mit Wilhelm; ihr kam es in ihrem geängstigten Herzen vor, als entsündige diese Verzeihung ihre ganze Vergangenheit. Niemand konnte ihr dazu behülflich sein, als Doctor Keller und damit er es konnte, mußte sie ihm rückhaltlos ihr Inneres aufdecken.

Es war um Mitternacht, tiefe Stille herrschte im Palast des Grafen, man hörte nichts als die Schritte

der davor langsam auf und ab wandelnden Schildwacht.

Ludmille saß, auf ihre Kissen gestützt, aufrecht im Bette. Sie war in diesem Augenblick, die Todtkranke, vom Arzte Aufgegebene, eigentlich schöner als je, denn der geistige Ausdruck ihrer Züge hatte sich zu einer Höhe aufgeschwungen, wie er das früher nie vermocht, niedergehalten von den Eindrücken der Außenwelt. Der Doctor saß vor dem Bette und führte von Zeit zu Zeit ein Glas mit kühlendem Getränk an ihre trocknen Lippen, da ihre eignen beständig zuckenden Hände das nicht vermochten.

Sie begann. „Wissen Sie, lieber Doctor, was eigentlich das Unglück meines Lebens war? Jetzt ist mir das klar, wo mir Alles klar ist — das war, daß meine Mutter meinen Vater zu sehr liebte! Ich hätte von frühster Kindheit einer strengen, aber sanften und liebevollen Aufsicht bedurft, gerade einer solchen, wie meine vortreffliche Mutter sie mir zu gewähren im Stande gewesen, wenn mein Vater nicht alle ihre Interessen absorbirt hätte. Sie liebte uns Kinder zärtlich, sie hätte für jedes einzelne ihr Leben ohne einen Augenblick Ueberlegung hergegeben, aber wie bei jeder Leidenschaft verschlang die Leidenschaft für ihren Gemahl jedes andere Interesse bei ihr. Mein Vater —

war ihr nicht immer treu. Daher diese immerwährende furchtbare Angst um seine Liebe, die sie zwar nicht blind machen konnte für sichtbare Dinge, wie z. B. unsere Erfolge im Lernen, unser Wohlsein, unsere Kleidung, worüber sie stets mit mütterlichem Auge wachte, aber ihr nicht Ruhe ließ zur Bewachung unsrer Charactere. Wir hatten rothe Backen, der Lehrer lobte unsere Fortschritte, in ihrer Gegenwart betrugen wir uns anständig — sie war beruhigt, über ihre Kinder doppelt beruhigt, weil ihr edles Herz sie immer nur das Beste im Innern des Menschen voraussetzen ließ. Da die leidenschaftliche Aufregung der schönen, begabten Frau der Männereitelkeit meines Vaters schmeichelte, war er grausam genug, damit zu spielen. Doch genug hiervon, Sie begreifen, warum man meine üblen Anlagen von Kindheit auf nicht bemerkte und ihnen kein Damm entgegen gesetzt wurde. Ich war hochmüthig, eitel, gefallsüchtig, ja eroberungssüchtig bis zum allerhöchsten Grade schon in meinem sechzehnten Jahre.

Wilhelm Rose, Ihr Freund, kam, nachdem er seine Studien beendigt, in das Schloß; er war der einzige Sohn des verstorbenen Freundes einer Tante, die bei uns lebte.

Der fein organisirte, ernste, zurückhaltende junge Mann gefiel mir. Er war klüger, als alle meine Vet-

tern, und sah eben so vornehm aus wie sie. Von Unterwürfigkeit, der widerlichsten Eigenschaft bei einem Mann, war keine Spur in seiner stählernen, stolzen Natur. Er gefiel mir, aber er beachtete mich durchaus nicht, so wenig, wie meine Brüder, die dies aber in ihrem Hochmuth gar nicht bemerkten.

Diese Nichtachtung reizte mich — ich mußte ihn in mich verliebt machen; ohne irgend die Folgen zu bedenken, im Grunde waren sie meinem Egoismus auch gleichgültig, suchte ich ihn zu gewinnen; es gelang bald und vollkommen!

Dieser Erfolg wurde mir aber bald sehr unbequem; schon — nach ganz kurzer Zeit, ehe noch wirkliche Liebe zu ihm in meinem Herzen Wurzel geschlagen; denn ich mag noch nicht glauben, was mir damals meine Tante vorwarf: daß nämlich mein Herz jeder wirklichen Liebe unfähig sei!"

Nach einer langen Pause fuhr die Kranke fort: „Um mich seiner zu entledigen, bediente ich mich unwürdiger Mittel — erlassen Sie mir genauere Details darüber — Rose entdeckte das, ich wurde grenzenlos beschämt — — — Rose ging mit meinem ältesten Bruder nach Wien und etablirte sich dann durch dessen Empfehlungen hier. Seitdem hatte ich nichts von ihm vernommen.

Mit mir verfuhr man nicht auf die rechte Weise.

Anstatt zu Hause unnachsichtig vielleicht noch meine Besserung zu versuchen, verstieß man mich zu einer alten, halb blödsinnigen Tante, wo ich ein Jahr lang nichts that, als schlechte Romane lesen und Fluchtpläne aushecken, die aber nie zur Ausführung kamen. Ich dankte Gott, als mir meine Mutter schrieb, daß sie endlich dem so oft wiederholten Wunsche meiner ältesten Schwester in Wien nachgegeben und mir erlaube, zu ihr zu reisen. Zugleich schickte sie mir einen alten Reisewagen und eine noch ältere Steuerräthin als Duenna zur Begleitung. Am Abend vor meiner Abreise kam auch noch meine Mutter, um Abschied von mir zu nehmen und mir ihre Verzeihung zu gewähren unter der Bedingung, daß meine Schwester aus Wien nur Gutes über mich berichten werde.

Wer war glücklicher, als ich! Ich fürchtete nur immer, die Welt gehe aus den Angeln, ehe ich in Wien ankomme.

Im Hause meiner Schwester, der Fürstin T., war ich ein willkommner Gast, die Dritte im Bunde von zwei jungen fröhlichen Weltmenschen, denen die ganze Erde nur wie ein eigens für sie ausgeschmückter Ballsaal erschien.

Mir wurde sehr viel gehuldigt. Es gab zwar unter den Wiener Comtessen eben so schöne und muntere

Mädchen wie ich, aber ich war eine Fremde, war doch anders wie sie.

Meine Schwester, die keine Kinder hatte, schenkte mir, was nur mein Herz begehrte, ich schwamm in Reichthum, Vergnügen und Huldigungen aller Art. Den Sommer brachten wir auf den Gütern meines Schwagers in Oberösterreich eben so gesellig und rauschend, wie den Winter in Wien zu. Drei Jahre war ich schon bei meiner Schwester im Hause, obne den Wunsch gefühlt zu haben, mich zu verheirathen, obgleich es meine Absicht war, mir unter den Wiener Cavalieren einen Gemahl zu wählen, aber das auch nur, weil meinem leichtsinnigen, vergnügungssüchtigen Sinne die dortige Lebensweise am meisten behagte. Ich hatte beschlossen, meine Hand nur einem der Ersten und der Reichsten zu schenken, bei allen Anträgen aber, die mir gemacht wurden, fehlte immer das Eine oder das Andere. Alles Uebrige war mir ziemlich gleichgültig, da mir der Gemahl nur als Mittel erschien, in einer festen Stellung meine jetzige Lebensweise fortzusetzen.

Verliebt war ich nie — denn ehrlich gestanden, lieber Doctor, hat mir Ihr Geschlecht nie viel Respect einflößen können, wenigstens nicht diejenigen Männer, mit denen ich in Beziehungen stand.

Diese Männer, die über jedes rothwangige Mäd-

chen den Kopf verlieren und sich an sie wegwerfen, sobald nur die rothwangige es will, diese Männer, die nie für eine hübsche Frau, und wäre sie auch eine Gans oder auch eine Verlorne, ein „Nein" haben, diese Männer, denen nichts Achtung einflößt, als Geld und Macht — diese Männer verdienen nichts Besseres, als daß man heute mit ihnen spielt, um — sie morgen wegzuwerfen!"

„Zählen Sie auch Rose zu diesen Männern?" fragte der Doctor mit eigenthümlichem Tone.

„Ich zähle gar Niemand dazu, als die Cavaliere der Wiener Gesellschaft, mit denen ich zufällig in Berührung kam — die Männerwelt im Allgemeinen kennen zu lernen, dazu hat ein junges Mädchen von meiner Geburt und Lebensweise gar keine Gelegenheit."

Der Doctor nickte etwas sarkastisch, schwieg aber.

Ludmille fuhr fort. „Da starben plötzlich die beiden noch ganz jungen Söhne des schon sehr betagten Fürsten L. Sein Bruder der Graf, mein jetziger Gemahl, war ein fünfzigjähriger Junggesell, der nicht viel mehr besaß, als den Gehalt seines Postens. Er, der schon längst sein ganzes eignes Vermögen durchgebracht, erhielt auf einmal und ganz unerwartet dadurch die Aussicht auf den Fürstentitel und die Güter seines alten Bruders. Mein alter, seit Jahren geduldeter, aber immer

von mir verhöhnter und mißhandelter Verehrer wurde plötzlich zum „Epouseur"!

Als er mir seine Hand antrug, hatte ich, obgleich ich ihn seit Jahren kannte, eigentlich nie über ihn nachgedacht — er war zu alt, zu häßlich und zu unbedeutend, um meine vielbeschäftigte Aufmerksamkeit zu fesseln — ich hielt ihn aus Bequemlichkeit für das, wofür man ihn mir bei der ersten Bekanntschaft geschildert — für einen guten, höflichen alten Herrn, der sich von einer jungen Dame um den Finger wickeln ließe.

Ich theilte lachelnd meiner Schwester den Antrag mit, sie und ihr Mann antworteten auch nur durch Lachen über den „kuriosen Schwager." Als er am andern Tage die Antwort holen wollte, hatte ich noch gar nicht daran gedacht. Ich sagte ihm das, worüber er sehr betroffen war — als ich aber hinzusetzte: Doch es thut nichts, auch ohne Ueberlegung nehme ich Sie — die Sache ist ja so wichtig nicht! wußte er vor Dankbarkeit sich kaum zu fassen und küßte mir immerwährend die Hände, wie ein gerührter Sclave.

Ich wurde ihm angetraut. Als ich am Hochzeitstage erwachte, hatte ich keinen andern Gedanken als bei jedem Cour- oder Balltage — ich dachte bloß an meinen Staat.

Meine neue Kammerfrau kleidete mich zum ersten Male an und ich begriff nicht, warum diese Person so ein mitleidiges Gesicht machte, als der Anzug vollendet war. Ich war vollkommen zufrieden, denn ich hatte nie besser „ausgeschaut", wie die Wiener sagen. Ja hätte ich nur wirklich ausgeschaut, dann hätte ich Manches gewahren können!

Die Veränderung meines Innern, als ich statt Fürstin Waldheim Gräfin L. war, weiß ich Ihnen kaum verständlich zu machen, obgleich mir das Alles sonnenklar ist."

„Versuchen Sie's," sagte Doctor Keller ernst mit tiefem Mitleid.

„Ich muß ziemlich weit ausholen. Unter meinen Hochzeitsgeschenken fand ich ein Gedicht, es war von einem armen Musikus, den ich protegirte. Er stimmte meinen Flügel, schrieb mir Noten ab und wurde dafür reichlich von mir bezahlt. Es war ein guter beschränkter Mensch, der aber für alle seine „hohen Gönner" immer Verse in Bereitschaft hatte. Das Gedicht für mich hatte zwei Abtheilungen und war überschrieben: Vor und nach der Hochzeit zu lesen. In der ersten dankte die „durchlauchtige fürstliche Jungfrau" dem Schöpfer für ihre Unschuld und Reinheit, in der zweiten die „er-

lauchte gräfliche Frau" ihm für ihren ihr gnädig gespendeten Gemahl!

Meine Schwester und ich lachten herzlich über den naiven Poeten — als ich vermählt war, lachte ich nicht mehr!

Ich sagte Ihnen schon vorher, daß mir eigentlich vor dem Grafen gar nicht bangte; als er mein Gemahl aber, trat mir in ihm zum ersten Male die Gemeinheit, die Niederträchtigkeit, das Laster unverhüllt entgegen. Vor seiner Frau entblödete er sich nicht, sich in seiner ganzen bodenlosen Schlechtigkeit zu zeigen!"

„Frau Gräfin!" sagte sich erschrocken umsehend der Doctor.

„Ich rede die Wahrheit — und kann von dem Grafen sie ungescheut reden, denn der nahende Tod löst unsere Ehe — ich bin eine Sterbende!

Damals aber, als ich so unglücklich wurde, war ich noch in vollem Leben und wünschte mir dennoch sehnlich den Tod. Das einfältige Hochzeitsgedicht schwebte mir immer vor und die einfachen Worte, womit es begann:

Mit hellem Aug' und scheuelosem Blick
Heb' ich das Antlitz auf vor Deinem Throne — —

mußte ich unter Thränen mir hundertmal wiederholen.

Mir kam es vor, als habe den ersten Theil mein guter, den zweiten mein böser Dämon gesprochen.

Die „durchlauchtige fürstliche Jungfrau“ war zwar eine Erzkokette, eine Lügnerin, ein spöttisches, herzloses Geschöpf gewesen — trotz Durchlaucht und Fürstenthum aber doch eine Jungfrau, das heißt ein Wesen, dem nie die Rohheit, die Niederträchtigkeit, mit einem Worte die Gemeinheit genaht!

Sie lächeln — Sie mißverstehen mich, wenn Sie glauben, daß in dieser Bemerkung ein aristokratischer Dünkel laure, gerade das Gegentheil. Ich verwerfe jetzt die Aristokratie der Geburt um der Aristokratie der Seele willen, denn ich weiß keinen andern Ausdruck dafür an die Stelle zu setzen. Wie die große Welt laut einen Stammbaum für besudelt erklärt, wenn ein Mensch der Familie vor Jahrhunderten sich mit einer nicht Ebenbürtigen vermählt, ebenso erscheint mir ein einzelner Mensch gesunken, in dessen Leben eine niedrige Handlung, ein gemeines Bestreben sich bekundet!

Ich hatte alle möglichen üblen Eigenschaften, aber kein Laster gehegt, und nur das Laster besudelt unrettbar, unvertilgbar.

Als mir nun das Laster zuerst nahe trat, ja als ich mir gestand, daß ich ihm vermählt sei, kam das, was in jeder unbefleckten, wenn auch noch so fehlerhaften

Menschenseele wohnt und was ich das Vornehme, die Welt im Allgemeinen die Unschuld nennt, zum ersten Male in mir zum Bewußtsein. Bei dem Anblick, bei der Kenntniß der Schuld, des Lasters, des Verbrechens richtete es sich aus seinem Schlafe hoch auf, und an ihm klammerte sich Alles in mir empor, was in meiner Seele noch Arme hatte, sie zum Himmel zu erheben. Seitdem ich mir eines edlen Bestandtheiles bewußt wurde, fielen die Schlacken meines Characters ohne jede Anstrengung von mir ab — nur Eine Umwandlung war schlimm — dieselbe Welt, die ich bisher zu sehr geliebt, um derentwillen ich herzlos, leichtsinnig und gefallsüchtig gewesen, haßte ich von nun an mit unchristlicher Bitterkeit!

In ihr sah ich die ganze Ursache meines Unglückes — sie hatte gebilligt und genehmigt, was mich elend machte; sie hätte verdammt, was mich vielleicht glücklich gemacht hätte!"

„Erklären Sie sich deutlicher, Gräfin," sagte Keller, der aus Neugierde ganz seinen ärztlichen Beruf vergaß und die Kranke, statt ihr Stillschweigen zu gebieten, immer mehr zum Sprechen aufforderte.

„Deutlicher erklären soll ich mich? Haben Sie denn je einen Tadel in der sogenannten großen Welt äußern hören, wenn das schönste, jüngste, unschuldigste Mäd-

chen dem ältesten Wüstling am Altare verkauft wurde? Hat hingegen dieselbe große Welt nicht jedes Mal Zeter und Mord geschrien, wenn ein solches Mädchen einem begabten, jungen, ehrlichen, aber bürgerlichen Mann in sein einfaches Haus als Gattin folgte? Hat nicht jene große Welt, deren Regeln für alle jungen gedankenlosen Geschöpfe, wie ich es war, als Gesetze gelten, die einzige Schuld an allen den unnatürlichen sündhaften Ehen, die man Convenienzheirathen nennt?"

Viertes Kapitel.

Ludmille war in solche Aufregung gerathen, daß es endlich selbst ihrem neugierigen Zuhörer auffiel; er gebot ihr Ruhe, sie wollte sich anfangs nicht fügen aber bald folgte eine solche Erschöpfung, daß sie die Augenlider nicht mehr erheben konnte.

Wir aber wollen ihr vorgreifen und das, was sie am folgenden Morgen dem Doctor noch aus ihrem Leben erzählte, in gedrängter Kürze mittheilen.

Sie hatte selbst gesagt, daß von dem Augenblicke an, wo sie Gräfin L. war, sie sich grenzenlos elend fühlte; denn nicht nur die Art, wie ihr Gemahl sich im Innern seines Hauses betrug, war ihr zuwider, auch sein Benehmen in der großen Welt und die Weise, in welcher er seine junge Gemahlin überall aufführte, empörte Ludmillens Gefühl. Den Erzherzögen, dem

Staatskanzler und seiner hochmüthigen Gemahlin gegenüber war er kriechend und würdelos, gegen jeden Andern hingegen hochfahrend und impertinent; mit den älteren Damen sprach er Zweideutigkeiten, mit den jüngeren süßliche Albernheiten — Ludmille konnte das nicht mit ansehen — ihr eigener Stolz, ihr Selbstgefühl wurde in ihrem Gemahl so tief verletzt, daß sie es vorzog, diese Demüthigung sich zu ersparen, und gar nicht mehr an seiner Seite zu erscheinen beschloß. Allein ließ er sie nicht ausgehen, das erlaubte seine Eifersucht nicht, und so kam sie denn gar nicht mehr aus ihren Gemächern. Anfangs suchten ihre ehemaligen Freunde sie dort auf; da man aber bald ihre frühere Munterkeit, an deren Stelle ein erbittertes, gedrücktes Wesen getreten war, an ihr vermißte, so hörte das auch auf, und ehe einige Monate vergingen, war sie ganz einsam, denn selbst ihre Schwester sah sie nicht mehr, weil diese sich mit ihr überworfen, als Ludmille ihr erklärt, sie werde jedenfalls sich von dem Grafen scheiden lassen, was sie als Protestantin ja durfte — was ihre Schwester hingegen, die aus „Rücksichten für die Familie ihres Gemahls" katholisch geworden, auf das Aeußerste schon um des Scandals willen mißbilligte.

Ludmille hatte, obgleich ihr Entschluß unwider=

ruflich fest stand, noch keine Schritte wegen der Scheidung gethan, weil es für sie bis jetzt eine Unmöglichkeit gewesen. Sie hatte keinen Zufluchtsort, keinen Freund, keinen Beschützer, selbst kein Geld, um irgend etwas zu unternehmen, denn ihr Gemahl, durch seinen Schwager gewarnt, bewachte sie und entzog ihr alle Mittel zum selbstständigen Handeln. Das einzige Wesen, dem sie bisher ihr Herz erschließen konnte, ohne mit Vorwürfen, mit Mißtrauen oder mit Gleichgültigkeit empfangen zu werden, war in der Ferne, ihre Tante Rosalie. Der lebhafteste Briefwechsel mit der geistreichen alten Jungfer war der einzige Trost, die einzige Erholung der schönen jungen Frau!

Außerdem las sie ernste Bücher, zeichnete, spielte Clavier, im letzteren war sie besonders vorgeschritten, kurz sie führte das Leben einer Frau, die von der Welt nichts mehr erwartet.

Rosalie konnte ihr leider nur Trost, weiter nichts spenden, wir kennen ja die beschränkten Verhältnisse derselben.

Nachdem Ludmille diese Skizze ihrer Lebensgeschichte geschlossen, trug sie dem Arzt den dringenden Wunsch ihrer Seele, den Wunsch, dessen Erfüllung Alles war, was sie noch vom Leben verlangte, vor — die Verzeihung Wilhelms zu erhalten.

„Er ist der einzige Mann von allen Männern, der mich geliebt, dessen Character mir bei näherer Kenntniß Achtung eingeflößt hat, und diesen Einzigen habe ich tödtlich beleidigt! Ich kann nicht mit dieser Ueberzeugung aus der Welt gehen — schaffen Sie mir seine Verzeihung — wenn auch nur schriftlich. Wenn ich in den wohlbekannten Zügen seiner Hand lese, daß er mir vergeben hat," sagte sie weinend, „so scheide ich beruhigt von hinnen."

Der Doctor ging zu Rose und hoffte fest, ihn diesem Wunsche der Kranken geneigt zu machen, aber selbst eine schriftliche Verzeihung verweigerte Wilhelm. „Ich kann ihr nicht verzeihen," sagte er düster, „der Gifttropfen, den Sie in mein Leben geworfen, hat schlimme Saat getragen — er ist nicht gut zu machen!"

„Aber doch zu verzeihen" —

„Auch das nicht — ich kann es nicht, weil ich überhaupt nicht an ihre Reue glauben kann. Es ist nur eine neue Laune — — ich habe jetzt eine noch schlimmere Meinung von ihr als damals, wo sie mich betrog — damals habe ich sie doch für eine zu stolze Weiblichkeit gehalten, um einen Mann zu heirathen, wie diesen Grafen L.!"

Doctor Keller glaubte sich nicht berechtigt, Ludmillens ihm vertraute Aufschlüsse über diese Ehe auch

Wilhelm mitzutheilen, und begab sich zurück zu ihr, um deshalb nachzufragen. Sie billigte seine Verschwiegenheit.

„Nicht gut zu machen, was ich an ihm verbrochen," sagte sie sinnend, „heißt das, daß er unglücklich verheirathet ist?"

„Im Gegentheil, Frau Gräfin. Er hat eine schöne, sehr gebildete und geachtete Frau aus dem Reich. Eine Dame, von welcher man sagt, daß ihre Eigenschaften ihrem Gatten nichts zu wünschen übrig lassen."

Nachdem Ludmille eine Weile geschwiegen, sagte sie plötzlich rasch: „Gehen Sie zu ihr und ihr theilen Sie Alles mit, was Sie von mir erfahren! Die Frauen sind immer großmüthiger als die Männer, sie wird mir verzeihen, und wenn sie schön und klug ist, auch Einfluß auf ihren Mann haben. Sie wird ihn bewegen, mir zu vergeben. Gehen Sie zu ihr."

Und Doctor Keller ging zu ihr. Agnes hörte ihn athemlos bis zu Ende, dann, zu seiner größten Verwunderung, brach sie in einen Thränenstrom aus — und es dauerte lange, ehe sie sich hinreichend gefaßt hatte, um ihre Thränen ihm erklären zu können.

„Liebster, bester Doctor," sagte sie endlich schmerzlich lächelnd, „welchen Aufruhr haben Sie in meinem Herzen wach gerufen! Seit sechs Jahren bin ich mit Rose

verheirathet, und lassen Sie mich es jetzt gestehen, nicht glücklich, denn ich habe keinen Blick in sein Herz gethan! Daß dieses Herz wirkliche und zwar schmerzliche Geheimnisse bewahre, davon hatte ich, wenn auch keine Beweise, doch die Ueberzeugung!

Rose ist hart, ja man könnte zuweilen versucht werden, ihn unbarmherzig zu nennen — aber er ist durchaus gerecht! Wie kam es, daß er, ein so gerechter Mann, seiner Frau kein Vertrauen schenkte?"

„Weil eine ihn betrogen, verdammte er das ganze Geschlecht."

„Er verdammte es nicht," sagte Agnes eifrig, „er hielt nur als vorsichtiger Mann mit seinem Vertrauen zurück, weil er einmal getäuscht worden — hätte er das Geschlecht verdammt — er würde sich nicht vermählt haben — o nein, sicher nicht! Ich bin sogar überzeugt, daß er mich seines Vertrauens für würdig hält, aber das Herz mancher Menschen und gerade das der edelsten Menschen, wozu ich mit Stolz meinen Mann rechne, hat die Eigenthümlichkeit, sich nur einmal zu öffnen; schließt es dann der Verrath, dann bleibt es für immer geschlossen."

„Die Frauen sind doch besser als wir," sagte der Doctor gerührt.

„O rechnen Sie mir es nicht zum Verdienste an, daß ich Rose vertheidige; obgleich er mich unsäglich oft gekränkt, steht er doch so weit über mir“ —

„Durch was? darf ich fragen.“

„Dadurch, daß nur Großartiges seinen Geist zu bewegen vermag — wie das Echo kann nur ein starker voller Klang ihn wecken — die Lappalien des Lebens haben kein Interesse für ihn. Kunst, Wissenschaft, die Leiden der Menschheit vermögen allein seine Theilnahme anzuregen, aber keine von all den elenden Triebfedern, die tausend andere Menschenleben in Bewegung setzen!“

Etwas beschämt sagte Doctor Keller: „Das ist recht schön, aber Frau und Kinder zu lieben und glücklich zu machen, ist, wenn auch gerade kein erhabener, doch jedenfalls ein edler Beruf.“

„Wenn er aber nun kein Herz für uns hat — wenn wir nun nicht so sind, wie er uns lieben könnte, ist das seine Schuld?“

„Gnädige Frau! Sie sagen das in einem Tone, als wären Sie und Ihre schönen Kinder — — das, was Sie nicht sind!“

„Wir sind keinesfalls, was wir sein sollten,“ sagte Agnes und begrub den Kopf in ihre stützenden Hände. Die Kinder sind unschuldig, aber ich — und ich hätte doch wissen müssen, wie hart ihn das Schicksal behan=

delt, und hätte Alles, Alles gut machen müssen — welche andere Aufgabe hat die Frau, als diejenige, gut zu machen, zu heilen, zu schlichten, was das Leben an dem Manne ihres Herzens verschuldet?"

„Und was ist denn die Aufgabe des Mannes der Frau gegenüber?"

„Das müssen Sie eben so gut wissen, wie ich — und noch besser, denn es ist Ihre Aufgabe, darüber nachzudenken; ich brauche mich nur mit unsern Pflichten zu beschäftigen!"

Der Doctor schüttelte den Kopf. „O Frauengroßmuth, die immer zu weit geht — immer sich selbst vergißt!"

Trotz allem Ernst mußte Agnes laut auflachen. „Das wäre mir eine schöne Großmuth, die an sich selbst dächte."

„Sie urtheilen doch zu milde; die heutigen Männer verdienen es nicht. Nein, gnädige Frau, wir älteren Männer, wir waren besser als die jetzigen, die immer hübsch Alles beisammen haben wollen: Großmuth und weise Vorsicht, hingebende Liebe und stolze Zurückhaltung, kindliche Demuth und erhabenen Stolz, häuslichen Fleiß und aristokratische Unbekümmertheit, strenge Kindererziehung und immer sanftes Wesen — und vor Allem ein mei-

sterhaft gehaltenes Haus, worin aber unsichtbare und unhörbare Geister reinigen und ordnen.

Hat Ihr Gemahl gar keine dieser ganz gewöhnlichen und kleinen jetzigen Männerprätensionen?"

Agnes hob ihr zur Erde gefallenes Schnupftuch vom Boden auf und gab keine Antwort, sondern fragte rasch abspringend nach ächter Frauenart:

„Ist die Gräfin wirklich rettungslos?"

„Eigentlich sollte ich Ihnen die Antwort schuldig bleiben als Revanche, aber ich will Ihnen zeigen, daß Männergroßmuth auch weit gehen kann. Die Gräfin kann gerettet werden, aber ich halte es für unmöglich, wenn Rose nicht nachgiebt; diese Sehnsucht nach der Aussöhnung mit ihm ist eine entschiedene Lebensfrage bei ihr. Reden Sie mit ihm, suchen Sie wenigstens ein paar Zeilen von ihm zu erlangen."

„Ich? Wo denken Sie hin — er würde mir eine Einmischung in diese Angelegenheit nie verzeihen."

„Wenn Sie es nicht vermögen, vermag es Niemand. Ich muß jetzt zur Gräfin zurück, werde ihr aber sagen müssen, daß Sie sich ihrer annehmen wollen — auch selbst, wenn Sie es nicht thun! Sie würde diese Weigerung bei Ihnen mißdeuten, es für etwas ganz Anderes halten."

Agnes lächelte schmerzlich: „Für Eifersucht, für Rachsucht! Ich verstehe — eifersüchtig, rachsüchtig einer Todtkranken gegenüber! Diese Frau hat mir mein bestes Leben vernichtet, aber ich verzeihe ihr; sie hat gebüßt.“

Als Agnes allein war, kam der Plan, ihren Mann mit Ludmillen zu versöhnen, ihr immer verführerischer vor. Ihr enthusiastisches, großmüthiges Herz liebte die Aufregungen, die Opfer; wie alle lebhaften Frauen, empfand sie immer das Bedürfniß zu handeln, zu wirken, dies Bedürfniß, was Männer weniger lebhaft fühlen, weil sie ihm eher genügen können.

Als in der Dämmerung Wilhelm bei ihr eintrat, sagte sie mit zitternder Stimme: „Wilhelm, sei nicht böse, ich habe einen unangenehmen Auftrag an Dich übernommen.“

„Was ist's? Sag' es nur schnell.“

„Doctor Keller war hier — — — sie stirbt, wenn Du ihr nicht verzeihst — schreibe nur eine Zeile, dann ist sie zufrieden.“

Als Agnes Keller's Namen nannte, hatte sich Rose rasch von ihr abgewandt, obgleich es schon so dunkel war, daß sie seine Züge nicht mehr erkennen konnte.

Eine lange Pause trat ein, welche ein paar Juraten mit ihrem Schreien und Singen auf der Straße

ausfüllten, endlich sagte Wilhelm mit auffallend trockner Stimme:

„Keller ist ein tactloser Mensch — was geht Dich die Sache an — diese Wiener können alle den Mund nicht halten, sie sind wie die alten Weiber.“

„Du thust ihm Unrecht, Wilhelm, die Gräfin hat ihn zu mir geschickt.“

„Sie weiß nicht, was sie thut,“ fuhr er heftig fort. „Wenn ein Arzt alle Wünsche einer im Delirium liegenden Sterbenden erfüllen wollte, welcher Unsinn käme da heraus!“

„Also Du hältst sie doch selbst für eine Sterbende und dennoch — Wilhelm, gieb nach, um Deiner Mutter willen!“

„Agnes!“ und die tiefe Stimme des Mannes zitterte im Gefühl des herannahenden Zornes, „Agnes, lasse mich gewähren! Ich thue ihr nicht den Willen! Dieser fürstlichen Thörin, die bis zum Grabe jede Laune befriedigt haben will! Und wäre diese Erfahrung ihre letzte, sie soll erfahren, daß Geburt, Schönheit und Geld nicht immer hinreichen, um seinen Willen durchzusetzen. Rede nie mehr von ihr, wenn Du nicht willst, daß ich um ihretwillen auch Dich meiden soll. Ich will nichts mehr von ihr hören.“

Und er ging mit dröhnenden Schritten. Agnes war sechs Jahre seine Frau und wußte am Tone seiner Stimme nur zu gut zu erkennen, daß Ludmille nichts zu hoffen hatte.

Am Abend desselben Tages fuhr Agnes zu Ludmillen. Sie hatte den Doctor von der abschlägigen Antwort ihres Gemahls benachrichtigt und darauf von diesem den dringenden Wunsch Ludmillens erfahren, doch wenigstens sie, die sich so großmüthig ihrer angenommen, zu sehen und zu sprechen. Als sie am Arme des Doctors die hell erleuchteten breiten Treppen des gräflichen Palais hinanstieg, konnte sie sich eines ironischen Lächelns über sich selbst nicht erwehren. War sie nicht im Begriffe, die ehemalige Geliebte ihres Mannes darüber zn trösten, daß er nicht kam? Hätte sie sich selbst im glücklichen Besitze dieser Liebe gefühlt, so wäre das eine Pflicht der Großmuth gewesen, aber litt nicht ihr eignes Herz seit sechs Jahren durch die Schuld dieser Frau?

Als sie eben das Vorzimmer erreicht, ließen sich hastige Schritte hinter ihnen vernehmen. Agnes erschrak, sie fürchtete, ihr Mann, dem sie ihr Vorhaben nicht mitgetheilt, weil sie ein Verbot von ihm besorgte, komme, um sie zurückzuführen. Es war aber eine Dame, die nach ihr eintrat; der Bediente, der sie hereingeführt

und der ihr kaum folgen konnte, wandte sich an den Doctor:

„Wollen Sie nicht die Güte haben und diese Dame bei der Frau Gräfin melden? Sie sagt, sie sei ihre Tante, die Fürstin Waldheim.“

Der etwas zweifelhafte Ton, womit der Diener dies sprach, war leicht zu entschuldigen, denn die Dame sah durchaus nicht wie eine Verwandte dieses vornehmen Hauses aus. Die ergrauenden Haare hingen verwirrt um die hohe Stirne, das blasse, scharfgezeichnete Antlitz war bestäubt, der Hut gedrückt, der Mantel von unscheinbarem Stoff und veraltetem Schnitt. Aber mit rascher Fassung wandte sich die Fremde an den Arzt:

„Nehmen Sie keinen Anstoß an dem Aufzug, in dem ich komme, und sagen Sie mir vor allen Dingen, wie steht es mit der Gräfin?“

Doctor Keller zuckte die Achseln.

„Gott sei Dank, daß ich sie nur noch am Leben finde nach dieser Mühsal. Dem Grafen bringe ich eine Schreckensnachricht. Wien ist in Aufruhr, der Kaiser in der Burg eingeschlossen, die Studenten Regenten von Wien. Die Straßen sind mit Flüchtlingen bedeckt, ich selbst bin nur wie durch ein Wunder hier — wo man noch keine Kunde zu haben scheint.“

In diesem Augenblicke ertönte in der Straße ein solches Freudengeschrei, daß Agnes unbewußt fast des Doctors Arm erfaßte. Aus einer Nebenthüre aber trat der Graf mit bleichem, entsetzten Gesichte. „Doctor, was giebt's?"

„Hier die durchlauchtige Tante Ihrer Frau Gemahlin (der Graf verbeugte sich nicht, sondern sah staunend die fremde Erscheinung an), die eben flüchtig von Wien kommt, bringt die Nachricht, daß dort die Revolution auf's Furchtbarste ausgebrochen, der Kaiser ermordet und die Studenten die Tyrannen von Wien sind."

„Ermordet ist der Kaiser nicht," sagte die Fremde, „so viel ich weiß, aber ohne Zweifel in den Händen der Insurgenten. Den Ausbruch des Aufstandes verursachten die Truppen, welche am Rothenthurmthor sich weigerten, nach Ungarn zu marschiren, wobei das Volk ihnen beisprang. So viel ist gewiß, was man gewöhnlich unter Autoritäten zu verstehen pflegt, ist aus Wien verschwunden. Geflüchtet, versteckt, gefangen oder gehängt wie Graf Latour, den ich selbst am Pfahle baumeln sah."

Der Graf hielt sich an die nächste Stuhllehne. „O heilige Dreifaltigkeit! Jesus, Maria, Joseph! Was fang' ich an! Wohin?" So stieß er die Worte kaum vernehmbar heraus, denn das Geschrei hatte sich auf

der Straße dermaßen vermehrt, daß die Fensterscheiben erklirrten.

„Sie stürmen mein Haus,“ ächzte der Graf. „Jesus, Maria, Joseph, ich bin verloren.“

Aber in einem Anfalle plötzlicher Thatkraft riß er dem nächststehenden Bedienten den Bortenrock vom Leib, warf seinen eignen schwarzen, mit vielen kleinen Kreuzchen am Knopfloche gezierten Frack hinter einen Stuhl und stürzte durch die Seitenthüre hinaus, durch welche er gekommen.

Rosalie, die ihn mit untergeschlagenen Armen die ganze Zeit über fixirt, sagte kalt: „In diesem Hause bringt die Revolution die Dinge in die rechte Ordnung. Dieser Mann hätte nie einen andern Rock tragen sollen, er steckt nun in seiner rechten Tracht. Lassen Sie uns jetzt zu unserer Kranken gehn.“

Der Doctor stand einen Augenblick wie unschlüssig, dann sagte er stotternd: „Ich kann nicht länger meine Hausleute bei solchem“ — in diesem Augenblicke klirrte eine Fensterscheibe — „Aufruhr allein lassen — es sind nur hülflose Frauen.“

Agnes wollte sagen: „Was sind wir denn?“ Sie bezwang sich aber und versetzte: „Wenn Sie doch gehen wollen, so nehmen Sie mich mit — mein Mann, meine

Kinder, meine Freundin haben das Recht zu verlangen, daß ich in solchem Augenblick bei ihnen bin" —

„Ich werde Ihrem Gemahl sagen, wo Sie sind," versetzte eifrig der Doctor, „aber jetzt dürfen Sie nicht gerade das Haus verlassen, dessen Thorflügel ich befehlen werde zu schließen. Ich werde Ihren Gemahl benachrichtigen, verlassen Sie sich darauf."

„Wenn Sie mich nicht mitnehmen wollen," sagte Agnes ruhig, „so gehe ich allein. Eine einzelne Frau wird kein Ungar seinen Deutschenhaß entgelten lassen."

Der Doctor sagte mit einer Satyrmiene: „Daß Ihnen der Haß jetzt auf der dunkeln Straße gefährlich werden könne, habe ich auch nie geglaubt, schöne Frau."

Agnes wandte sich von ihm und er ging wirklich und ließ die beiden fremden Frauen allein im Vorzimmer der todtkranken Gräfin stehn.

Agnes faßte sich und sagte lächelnd zur Fürstin Rosalie: „Ich bin wie Sie zum ersten Male in diesem Hause" —

Wenn nur Jemand uns der Kranken melden wollte," sagte Rosalie, „ich fürchte sie zu erschrecken, wenn ich so plötzlich bei ihr eintrete."

Eine bange Pause erfolgte, auch auf der Straße war eine augenblickliche Stille eingetreten. Ein Redner, dessen Worte nicht bis zum zweiten Stockwerk dringen

konnten, ließ sich draußen vernehmen und das Volk auf der Straße war nur noch hörbar, wie ein ferne grollendes Meer.

Mitten in diesem gedämpften Lärm schlug ein gellender Schrei an das Ohr der beiden Frauen, aber nicht von der Straße erschallte er, nein, aus dem nächsten Zimmer.

Unwillkührlich eilten Beide nach der Thüre; als sie sie geöffnet, lag eine weiße Gestalt am Boden. Rosalie hob sie mit Hülfe von Agnes auf und Beide trugen sie in das geöffnete Schlafkabinet.

Es war die arme Ludmille, die Kranke, die Verlassene, die, als auf ihr Rufen Niemand erschien, unbeschreiblich beängstigt durch den Lärm auf der Straße, von ihrem Bette, sich mit den Armen an den Wänden haltend, bis ins nächste Zimmer gelangt und dort zusammengebrochen war.

Als sie im Bette die Augen aufschlug, fiel ihr erster Blick auf ihre Tante.

Ein unbeschreiblicher Freudenstrahl flog über ihr Gesicht. „O, nun ist Alles gut," hauchte sie, „nun bin ich nicht mehr allein! O liebe gute Tante Rosalie" — und sie führte die Hand der zitternden Fürstin an ihre trocknen Lippen — „Du wirst mich vor ihm schützen. O, welche immerwährende Angst, daß er dennoch zu mir

bringt, daß ich seine gräßlichen Züge dennoch vor meinem Tode schauen muß!"

„Sei ruhig, Kind, er ist fort! Er ist entflohn."

Ludmillens Gesicht verklärte sich, sie schlang mit plötzlicher Kraft beide Arme um den Hals Rosaliens und rief unter Lachen und Weinen: „O welch ein Glück, er ist fort!"

Da fiel ihr Blick auf Agnes, die in einiger Entfernung sich still in einen Fauteuil gesetzt hatte. „Wer ist das?" fragte sie flüsternd ihre Tante.

Diese zuckte die Achseln. Da erhob sich Agnes, welche die Frage gehört, und sagte stockend: „Doctor Keller hat mich hergebracht."

„O Dank, tausend Dank, daß Sie meinen Wunsch gewährt!"

Weiter konnte die Kranke nicht sprechen, denn auf der Straße erhob sich von Neuem ein solcher Lärm, daß ihr das Wort im Munde erstarb.

„In Wien ist ein Aufstand ausgebrochen," erklärte, als es wieder etwas ruhiger ward, mit gleichgültigem Tone Rosalie, „und diese Nachricht entzückt die guten Ungarn!"

„Sie stürmen vielleicht unser Haus," entgegnete Ludmille eben so gleichgültig, „ich fürchte mich nicht! Deswegen ist er wohl geflohen?" setzte sie lächelnd hinzu.

Rosalie nickte, aber ohne innerlich die Sicherheit ihrer Nichte zu theilen.

Agnes aber war am meisten zu beklagen. „O wäre Wilhelm nur da,“ seufzte sie aus gepreßter Brust, als die tobende Menge von Neuem anfing zu brüllen und von Neuem Fensterscheiben klirrten.

„Lassen Sie's gut sein,“ sagte Rosalie bitter.“ Wer weiß, ob „Wilhelm“ hier bliebe, wenn er hier wäre!“

„Es ist mein Mann, von dem ich spreche, Durchlaucht!“ — und Agnes' Stimme zitterte vor tiefer Aufregung!

In diesem Moment wurde die Thüre aufgerissen — Wilhelm stand auf der Schwelle.

Ludmille fuhr hoch im Bette auf, Rosalie trat einen Schritt zurück und traute ihren Augen nicht, als sie hier den Liebling ihres Herzens stehen sah, den sie augenblicklich erkannte.

Aber er sah sie nicht! Wie ein Engel der Rache, der Vergeltung, zornig und strafend stand er auf der Schwelle, das Auge nur auf seine Frau gerichtet. „Agnes!“ rief er gebietend, als sie sich nicht von der Stelle bewegte. Aber auch jetzt folgte sie nicht! Eine flehende Geberde, indem ihre Hand auf das Bett wies, war ihre ganze Antwort.

Aber kein Blick seiner großen flammenden Augen wandte sich dorthin, und seine Stimme klang wahrhaft drohend, als er sagte: „Agnes! Folge mir zu Deinen Kindern, ich befehle es Dir!“

Da erfaßte das Mitleid so gewaltig die großmüthige Frau, daß sie zu ihm stürzend seine Kniee umschlang und weinend rief: „O sei ein Mensch diesen beiden verlassenen Frauen gegenüber! Der Graf, die Dienerschaft ist geflohen! Sie sind ganz allein in dem der Volkswuth preisgegebenen Palaste! Wenn Du auch Gräfin Ludmille willst sterben lassen, was hat Dir denn ihre arme Tante gethan?“

„Ihre Tante?“ fragte Wilhelm, plötzlich ein Andrer, „ihre Tante?“ und sein Blick durchflog das Zimmer und Rosalie stürzte an seinen Hals und umarmte weinend und ganz aufgelöst von den verschiedensten Empfindungen den lange vermißten Liebling.

Ludmille aber kniete im Bette und wurde in diesem Augenblicke bitter für ihre Vergehungen gestraft.

Wilhelm faßte sich bald. An einer Hand Rosalien, an der andern Agnes haltend, sagte er fest: „Aber nun fort! Jeden Augenblick kann die Rotte ins Haus brechen, wir müssen dem zuvorkommen. Durch den Garten bin ich eingedrungen, aber durch das große Thor führ' ich Euch kühn hinaus. Ich bin zwar kein Redner, aber

so viel reden werde ich doch, daß die da draußen erfahren, wen ich retten will und wer entflohen ist!"

Rosalie sagte weich, auf Ludmillen zeigend: „Ohne diese gehe ich nicht." „Ich auch nicht," — setzte Agnes hinzu, und beide Frauen stellten sich zur Seite des Bettes der Kranken, die nur durch Händefalten ihren Dank auszudrücken vermochte.

Wilhelm schwieg einen Augenblick, dann sagte er kalt: „So hüllt sie in einen Mantel und laßt sie durch ein paar Bedienten die Treppe hinab tragen."

Ludmille gab an, wo ein Mantel liege, dann bat sie ihre Tante, an einer Klingelschnur heftig zu ziehen, die nach dem Domestiken-Zimmer führe und mit allen Schlafzimmern der Dienerschaft in Verbindung stehe.

Rosalie schellte ein, zwei, drei Mal, es kam Niemand. Der Lärm auf der Straße nahm immer zu, schon vernahm man deutliche Schläge an das Hofthor.

„Wenn sie den Eingang erzwingen, dann ist Alles verloren," sagte Wilhelm entschlossen. „Wir müssen öffnen" — und er schritt dazu, zu thun, was ihm in diesem Augenblick das Widerwärtigste auf Erden war.

Er umfaßte das zitternde Weib, das er allein auf Erden geliebt und jetzt allein auf Erden haßte, und trug sie die Stiege hinab. Rosalie öffnete die schweren Riegel, Agnes trug auf ihres Mannes Gebot zwei

große Armleuchter mit brennenden Lichtern in den Händen.

Als die Thorflügel aufsprangen und die dagegen gestemmte Menge unwillkührlich hereingebrochen war, legte Wilhelm die Kranke in die Arme ihrer Tante, wandte sich zu den plötzlich verstummten, verblüfften Patrioten und sagte in ihrer Sprache, die ihm sehr geläufig war: „Edle Ungarn! Der Graf, dem Euer Zorn gilt, ist geflohen. Die Dame, die Ihr hier seht, ist seine todkranke Gemahlin, dies ihre Tante, Beide keine Oesterreicherinnen und von ihm in der Gefahr schmählich verlassen. Ich bin der Arzt und dies ist meine Frau. Seid mir behülflich, die Kranke in mein Haus zu schaffen, ich wohne Hutgasse No. 32, und dann durchsucht das Haus nach Männern, denn gegen Frauen führt Ihr ja keinen Krieg!"

Ein Eljen war die Antwort.

Schnell organisirte sich eine Commission, um das Haus zu durchsuchen, Wachen wurden an allen Ausgängen aufgestellt, für die indessen ganz ohnmächtig gewordene Ludmille eine Sänfte, für Agnes und Rosalie ein Wagen geholt — während Wilhelm, der als Arzt von vielen Anwesenden gekannt war, von allen Seiten Freundschaftsversicherungen erhielt!

Und dennoch, als die Frauen glücklich der Gefahr

entrückt waren und er allein die plötzlich erleuchteten Straßen Pesths durchschritt, lag tiefe Trauer auf seinen Zügen!

Er dachte nicht mehr an Ludmille, nicht mehr an Rosalie, selbst nicht an seine gerettete Frau und seine Kinder daheim — er dachte des Volkes, das so siegesfroh und trunken ihm aus allen Straßen entgegenströmte, und unwillkührlich fielen ihm Becks Unheil weissagende Worte ein:

Auf Farrenkräutern, tief im Haideland,
Da sitzt die Weltgeschichte, düster lugend,
Da wird der Pflug zum Schwert, in Blut geweidet,
Und Herzen sind die Aehren, die man schneidet.

Fünftes Kapitel.

Agnes hatte alle Hände voll zu thun, sie mußte Alles der Kranken einrichten, die Kinder über ihre lange Abwesenheit trösten, Rosalien Muth einsprechen, und dabei ließ Elisabeth, auf deren Hülfe sie bei allen diesen Dingen gerechnet, sie zum ersten Mal im Stich. Was Unglück, Noth und Elend nicht vermocht, das that die Revolution von Wien — sie brachte das starke Mädchen außer sich. Wie eine selige Braut ging sie strahlenden Antlitzes umher, ohne sich um irgend etwas zu kümmern, und erst nach ein paar Stunden hatte sich ihre Extase so weit gelegt, daß sie Agnes hülfreiche Hand leisten konnte.

Wilhelm ließ sich an diesem Abende nicht mehr sehen, Doctor Keller kam noch einmal zu Ludmillen und fand ihren Zustand über alle Erwartung gut. Daß

sie unter Wilhelms Dach war, daß er sie selbst gerettet, beglückte sie unaussprechlich, wenn sie sich auch nicht verhehlte, daß das Erstere nur Duldung des Willens seiner Frau, das Zweite nur Menschenpflicht gewesen — sie war doch wieder in Verbindung mit ihm getreten, ja sie war es noch fortwährend durch das heilige Gastrecht. Agnes kamen am folgenden Morgen die Ereignisse des gestrigen Abends wie ein Traum vor!

Trotz ihres nicht einnehmenden Aeußern hatte doch Rosalie einen entschieden angenehmen Eindruck auf sie gemacht. Sie hatte deren tiefe Innigkeit Wilhelm und Ludmillen gegenüber beobachtet — und dabei so viel Ruhe und Klarheit zu bewundern gehabt.

Die letzteren Eigenschaften hatte die arme Rosalie sich freilich erst in den letzten Jahren errungen, und zwar mit schwerem Opfer, mit der schmerzlichen Ueberzeugung, daß für sie auf Erden kein Glück mehr zu erwarten, kein Verständniß mehr zu hoffen sei, mit einem Worte, daß sie allein stehe für immer und ewig!

Allein stehen! Ist das nicht der Inbegriff alles Grauenvollen und Schrecklichen für ein weibliches Herz — und das aus keinem andern Grunde, als weil dann alle Fähigkeiten, die gewöhnlich die Natur den Frauen

verleiht, brach liegen bleiben, die Fähigkeit zu lieben, zu leiden, sich aufzuopfern? Daher auch die ewig wiederholte Behauptung, daß die Ehe die Bestimmung des Weibes sei, während es doch eben nur das Haus, die Familie, die Kindererziehung ist, sei es nun als Mutter oder als Pflegerin oder als Lehrerin — die Ehe ist nur dann Bestimmung der Frau, wenn sie liebt; dann ist die Ehe heilig und steht hoch über allen Verhältnissen und Bündnissen dieser Welt. Aber ohne Liebe! — Wer einem Mädchen räth, sich zu vermählen — denn wenn ihr eignes Herz sie treibt, bedarf es keines Rathes — begeht eine größere Sünde als jener, der sie im Schlafe mordet!

An eine Vermählung hatte Rosalie nicht mehr gedacht, hatte sie überhaupt in ihrem Leben nie gedacht, aber sie hatte doch immer gehofft, in Wilhelms Anhänglichkeit, in dem Zusammensein mit ihm das Glück zu finden, für das sie allein noch sich zugänglich hielt!

Damit war es nun auch nichts! Wilhelm hatte sie verlassen, ohne ihr nur durch seine Briefe eine Art von Ersatz zu bieten! Spärlich waren seine Mittheilungen gewesen. Seine Verheirathung hatte er ihr freilich geschrieben, aber ohne Agnes' Familiennamen zu nennen, denn der Gedanke, daß einst Rosaliens Neffe Albert sie geliebt, verletzte seinen Stolz — die fürstliche

Familie sollte das nicht erfahren. Rosalie wußte nur, daß Agnes keine Oesterreicherin sei.

Seit Ludmillens Vermählung war etwas Neues in ihr Leben getreten. Bisher hatte sie nur, wie das bei jeder edleren weiblichen Natur der Fall ist, eine große Sympathie für ihr Geschlecht empfunden, ohne einer Einzelnen davon einen besondern Antheil zu widmen. Wilhelm und sein Vater waren bis jetzt die einzigen Wesen, die sie eigentlich geliebt. Für Ludmillen hatte sie aber bisher eine entschiedene Abneigung empfunden; denn außerdem, daß Ludmillens innerster Character sie nie hatte anziehen können, war das Leid, welches ihre Nichte dem Liebling ihres Herzens zugefügt, sowie, daß sie in ihr die Ursache sah, welche ihn aus ihrer Nähe getrieben, schon hinreichend, um Ludmillen das Herz der sonst großmüthigen Tante zu verschließen.

Ludmille aber war jetzt gerade diejenige, welche vom Himmel auserwählt war, Rosalien Alles zu gewähren, was sie auf Erden noch hoffen konnte, ihr eine vollständige Bestimmung zu geben.

Durch ihr Unglück, durch ihre Verlassenheit erweckte sie ihre Theilnahme, und jetzt war es Rosalien gestattet, für Jemand, dessen einzige Stütze sie war, zu leben, zu leiden und noch überdem dies Wesen zu

ihrer eigenen Höhe emporzuheben aus dem Schlamme, in dem sie bisher vegetirt.

Der armen Ludmille war Rosalie wie ein Engel des Lichts erschienen, und ihr Anblick hatte den ersten Impuls zur Besserung ihrer Krankheit gegeben. Sie ließ sie keinen Augenblick von ihrer Seite, die Liebe, welche sie in den ersten Tagen ihrer Kindheit für ihre Mutter empfunden und die nachher von selbstischen Neigungen erstickt worden war, besaß nun Rosalie! Rosalie, die um ihretwillen aus Deutschland gekommen, Rosalie, die ihr versprach, sie nie mehr zu verlassen und nie zu dulden, daß der verhaßte Gemahl wieder in ihre Nähe dringe. Die Herzensfreundschaft der verlassenen Frauen hatte etwas unendlich Rührendes, durch ihre Schutzlosigkeit ward ihr Band doppelt enge, doppelt fest.

Als Agnes die beiden Frauen besuchte, war sie überrascht von Ludmillens verändertem Wesen, die ihr gar nicht mehr den Eindruck einer gefährlich Kranken machte und mit milder und sanfter Rede das Herz der Gattin Wilhelms zu gewinnen strebte! Agnes wurde ihr aber bald entzogen, denn Elisabeth ließ sie rufen, weil sie sie dringend zu sprechen wünsche. Elisabeth wollte fort und zwar augenblicklich zurück nach dem Castell.

Auf Agnes' dringende Fragen nach der Ursache dieser plötzlichen Abreise wußte sie nichts zu erwiedern, als daß ein Brief von Frau von Horvath sie schleunig dahin berufe — was aber Frau von Horvath von ihr verlange, mit welchem Recht die alte Frau Agnes der Freundin Gegenwart gerade jetzt entzog, darüber konnte Agnes nichts von Elisabeth erfahren.

„Fragen Sie mich nicht," sagte sie traurig, „denn ich darf nichts sagen, und es ist mir über alle Maaßen schmerzlich, Ihnen gegenüber ohne Antwort dazustehen!"

Agnes ließ also nach mit Fragen und ließ das aufgeregte Mädchen ziehen! Beim Abschied aber warf sich die junge Magyarin mit Thränen an ihren Hals und flüsterte: „Ihren Segen, Agnes, und bewahren Sie mir Ihre Liebe, wenn wir uns nicht wiedersehen sollten!"

Elisabeths Scheiden war der armen Agnes in diesem Augenblick unendlich schmerzlich — sie stand so einsam zwischen dem Gemahl und den beiden fremden Frauen. Gerade jetzt wäre ihr die Freundin, die Stütze so nöthig gewesen. Das Schicksal hat aber darin eine eigene Härte, daß es in entscheidenden Momenten den Menschen gewöhnlich auf sich selbst anweist und jede stützende Hand ihm fern hält.

Wilhelm blieb seinem Entschluß treu und besuchte Ludmillen auch in seinem Hause nicht, Rosalien hingegen sah er täglich mehrere Male und ihr Umgang wirkte offenbar wohlthätig auf ihn. Diese Frau erinnerte ihn durch ihren bloßen Anblick schon so mächtig an die Tage seiner Jugend, daß erfolgte, was beim Wiedersehen der Jugendfreunde so oft geschieht: er fühlte sich verjüngt! Seine Frau bemerkte mit Vergnügen, daß er heiterer und weniger hart und unzugänglich wurde. Er scherzte mehr und länger mit seinen Kindern denn je, er führte nicht immer neben der Cigarre noch ein Buch bei sich, und wenn Rosalie einen Augenblick bei beiden bleiben konnte, da gewöhnlich Agnes für sie im Krankenzimmer eintrat, hörte sie ihn sogar manchmal so herzlich lachen, wie sie es nie von ihm für möglich gehalten.

Rosalie war durch die Krankenpflege zu sehr in Anspruch genommen, um Wilhelms Benehmen gegen seine Frau beobachten zu können, und da sie sie schön, klug und sanft fand, so zweifelte sie auch nicht, daß er ein liebevoller Gatte gegen sie sei. Nur einmal wurde sie förmlich durch einen kleinen ehelichen Auftritt erschreckt. Durch einen Zufall nämlich entdeckte sie Agnes' Mädchennamen. In ihrer unbefangenen Weise fragte sie nun: „Sind Sie dasselbe Fräulein von Stein,

welches mein ältester Neffe Albert so sehr — verehrte?"

Agnes wurde roth, dunkelroth; aber nur, weil sie überhaupt leicht erröthete und auch ein gewisser weiblicher Tact ihr sagte, daß Wilhelm diese Frage seiner mütterlichen Freundin unangenehm sei. Einen Augenblick stockte sie auch mit der Antwort, dann sagte sie, aber ohne den Muth zu haben, ihren Mann anzusehen:

„Verehrung ist wohl nicht das richtige Wort — es amüsirte den Prinzen, eine Zeit lang die Leute sagen zu lassen, er mache mir die Cour! Das war Alles!"

„Etwas Anderes hat auch sicher Fürstin Rosalie nicht gemeint mit ihrer Aeußerung," versetzte Wilhelm scharf und höhnisch, „und ich bewundere die Naivetät, mit der Du ihren Ausdruck „Verehrung" au pied de la lettre genommen!"

Agnes war von dieser rücksichtslosen Zurechtweisung so verletzt, daß sie erblassend verstummte. Rosalie aber rief laut lachend, nachdem sie das erste Staunen über diesen Ausfall überwunden:

„Wilhelm, um Gotteswillen, was entdecke ich da bei Ihnen — Sie sind eifersüchtig — eifersüchtig auf die unschuldigste aller Frauen — denn diese Augen

täuschen nicht" — und sie ergriff die Hand der jungen Frau mit mütterlicher Liebe.

Wilhelm, anstatt durch dies Zeugniß beschämt zu werden und sein Unrecht einzusehen, wurde nur noch mehr dadurch erbittert, wie das in solchen Fällen gewöhnlich ist.

„Eifersüchtig?" fragte er gedehnt und eiskalt, „eifersüchtig auf meine Frau?"

Es lag in dem Tone Wilhelms eine so grenzenlos geringschätzende Verachtung, daß Rosalie heftig davor erschrak, obgleich sie wußte, daß Rose zu den Männern gehörte, deren Zorn, wenn er gereizt wird, sich in kalter, verächtlicher Behandlung des Gegners und nicht in Anpoltern und Anschreien ausspricht. Agnes wußte das auch, und dennoch fühlte sie sich mehr als je beleidigt.

Wilhelm sah, als er sich wieder etwas gefaßt, an der wortlosen Stille der Frauen, wie auch an ihren bleichen, veränderten Gesichtern, daß er zu weit gegangen. — Dies durch ein freundliches Wort oder selbst durch einen Scherz wieder gut zu machen, litt sein harter Stolz nicht, das hätte er nie gethan, am wenigsten aber seiner Frau gegenüber. Er versuchte also einzulenken, indem er mit milderem und lächelndem Spotte versetzte: „Wie kann ein Mann eifersüchtig sein, nach-

dem er, ehe er seine Frau sah, der intime und einzige Vertraute ihres Liebhabers gewesen?"

„Von wem sprichst Du?" fragte Agnes mit erhobener Stirne und zitternden Lippen.

„Von Ihrer Hochwohlgeboren, der Frau Doctorin Rose und Seiner Durchlaucht, dem Erbprinzen von Waldheim," sagte unbarmherzig Wilhelm.

Agnes wollte antworten, aber zum ersten Male in ihrem Leben überkam sie ein so heftiger Zorn, daß ihre nervöse Natur ihm unterlag. Ein krampfhaftes Schluchzen machte ihr das Sprechen unmöglich, und Rosaliens sie fest umschließende Arme verhinderten, daß sie vom Stuhle auf den Boden fiel.

Nun war doch auch der impassible Wilhelm etwas erschrocken; er eilte aus dem Zimmer, um ein beruhigendes Mittel herbei zu holen, aber als sei die starke Seele seiner Frau nur von seiner Gegenwart erdrückt, so schnellte sie auf, sobald sie davon befreit war.

Sie erhob sich ohne Rosaliens Hülfe und nur rasch die Worte ausstoßend: „Ich muß allein sein, aus Barmherzigkeit lassen Sie mich," enteilte sie nach ihrem Cabinet, wo sie sich einschloß.

Dem rückkehrenden Wilhelm erzählte Rosalie dies, indem sie ihn derb und ungescheut tadelte wegen des Benehmens gegen seine Frau.

„Ich weiß recht gut,“ setzte sie hinzu, „daß nur die erbärmlichste Eifersucht Sie so unverantwortlich handeln ließ, aber ist denn eben die Eifersucht in einer Seele, wie der Ihrigen, einer Frau, wie der Ihrigen, gegenüber nicht die elendeste Schwäche?“

Wilhelm schwieg eine Weile, dann legte er die Hand an die Stirne und sagte langsam: „Es hat für jeden Mann etwas Verletzendes, wenn er denken muß, daß er es nur zufälligen Mißverständnissen verdankt, daß seine Frau die Seinige ist, nicht aber ihrem freien Willen — nicht, weil Agnes mich mehr geliebt hat, sondern weil sie sich vom Prinzen weniger geliebt glaubte, habe ich ihre Hand erhalten.“

„Und warum bemühten Sie sich dann um diese Hand, wenn Sie das wußten und daran solchen Anstoß nehmen?“

Wilhelm ging im Zimmer auf und ab und antwortete nicht, endlich sagte er wie für sich:

„Sie war geistreich, sie war gebildet, sie war stolz und schön und ganz anders als Ludmille, die ich haßte, denn sie war offen und natürlich, durchsichtig wie Krystall und unschuldig wie ein Kind!“

„Und eine solche Frau tragen Sie nicht auf den Händen, eine Frau, von der Sie nach sechsjähriger Ehe all diese Eigenschaften zugeben müssen?“

„O sie hat auch viele Fehler! Sie ist viel zu lebhaft, viel zu beweglich, zu sanguinisch, zu vorschnell und zu oberflächlich in ihrem Urtheil, zu unbedacht in ihren Aeußerungen, zu empfindlich in ihren Stimmungen. Aus der heitersten Laune kann ein einziges mißliebiges Wort sie in die hoffnungsloseste Apathie stürzen!“

„So sprechen Sie nie ein solches Wort.“

Wilhelm lachte hell auf. „Als wenn man das immer voraus wissen, immer gegenwärtig haben könnte! Welcher Mann kann sich immer mit Rücksichten auf seine eigene Frau plagen! Ich habe genug mit meinen launigen Patientinnen zu thun. Kein Mann der Welt verheirathet sich, um sich zu geniren.“

Rosalie sagte ernst: „Das ist die Pflicht jedes Menschen in jedem Verhältniß. In einer Beziehung haben Sie Recht, auf Albert eifersüchtig zu sein — er würde einen bessern Ehemann wie Sie gegen Agnes abgegeben haben!“

„Das glauben Sie selbst nicht,“ sagte Wilhelm erbittert. „Was soll ich mehr thun? Ich kümmere mich um keine andere Frau, ich besuche kein Wirthshaus, ich habe keine einzige kostspielige Liebhaberei! Alle Welt nennt mich einen guten Ehemann.“

„Das heißt: Sie haben gute Eigenschaften für einen Ehemann, aber Sie würden gerade so leben, wenn Sie auch gar nicht verheirathet wären, weil weder Frauen, noch Spiel, noch Gelage Ihnen anziehend sind — nicht Ihrer Frau zu Liebe bleiben Sie zu Hause, wenn Sie müde heimgekommen! Ihrer Frau zu Liebe thun Sie nichts!“

Auf Wilhelm, obgleich er stillschweigend den letzten Vorwurf hinnahm, hatte doch diese Unterredung keine anhaltend gute Wirkung. Was Rosalie mit ihrem Tadel über ihn selbst bei ihm Gutes gewirkt, hatte sie durch ihr Lob Alberts wieder verdorben — denn es war wahr — er war eifersüchtig auf den Prinzen, auf den Prinzen, den Agnes nie in seiner Gegenwart genannt, und er auch nicht von ihr den leisesten Verdacht hegen konnte, daß sie noch an ihn denke.

Mit Ludmillens Befinden besserte es sich jeden Tag und sie ließ Wilhelm bitten, ihr einen Paß nach Venedig zu besorgen, wohin sie auf Rosaliens Rath gehen wollte. Albert stand schon seit mehreren Jahren dort, und seine Tante vertraute seinem ritterlichen Sinne genug, um zu glauben, daß er seine Schwester nicht dem unwürdigen Gemahl wieder ausliefern, sondern im Gegentheil sie vor ihm schützen werde. Aber ganz im Geheim wollte die Gräfin dorthin gehen, um ihren

ältesten Bruder nicht unnöthig in Collision mit der übrigen Familie zu bringen; deshalb wollte sie auch, um ihrem Gatten unmöglich zu machen, sie zu entdecken, unter fremdem Namen reisen.

Wilhelm erklärte ihr in diesem Falle nicht dienen zu können, zu keinem falschen Paß, ja überhaupt zu keinem Betrug biete er die Hand.

Die drei Frauen standen also wieder allein. Agnes fand einen guten Ausweg. Sie schrieb an den Polizeichef um einen Paß für sich, weil ihre Gesundheit einer Reise nach Süden bedürftig sei. Sie erhielt ihn und gab ihn Ludmillen. Rosalie hatte ihren eignen.

Ohne Wilhelm noch einmal gesehen zu haben, reiste Ludmille mit Rosalien ab. Als sie den für sie bestimmten Paß im Wagen durchlas, erröthete sie bis über die Stirne und sagte leise und weinend zu ihrer Tante: „Unter dem Namen seiner Frau suche ich eine neue Heimath, eine Stütze, einen Freund — möge keine Vergeltung herrschen und er mir mehr Glück bringen, als ich ihm!“

Rosalie schwieg, sie dachte an Agnes, die ihr Herz in solchem Grade gewonnen, daß sie nur um ihretwillen auf Wilhelm zürnte ob der Lieblosigkeit seines Benehmens gegen sie.

Wilhelm hatte nicht gefragt, auf welche Weise Ludmille einen Paß erhalten; als sie seit einigen Stunden weg war, gestand ihm Agnes, was sie gethan.

Wilhelm zuckte die Achseln, aber er antwortete nicht. Offenbar war es ihm lieb, daß Ludmille sein Haus verlassen, und er schalt deshalb seine Frau nicht wegen der Weise, in der es geschehen.

Rosalien würde er vermißt haben, wenn er nicht in der letzten Zeit immer bei ihr einen Tadel seines Benehmens gegen Agnes gefunden — so daß er zuletzt nur noch in ihr eine Beobachterin seines häuslichen Lebens sah; Agnes hingegen vermißte die ältere Freundin schmerzlich — sie fühlte sich wieder einsamer als je.

Sechstes Kapitel.

Seit Ludmillens Ankunft im Hause des Doctor Rose bis zu ihrer Abreise hatten die öffentlichen Verhältnisse in Pesth einen großen Umschwung erlitten. Der Bruch mit Oesterreich lag offen da, man dachte nur noch daran, sich zu rüsten, um dem Feinde schlagfertig gegenüber zu stehen. Ein so lebendig bewegtes Bild früher auch schon die Straßen der ungarischen Hauptstadt geboten, im Vergleich mit jetzt konnte man sie damals still und öde nennen. Tag und Nacht wogten die Patrioten lärmend auf und nieder, und da jeder Ungar ein Patriot ist, so kann man sich wohl einen Begriff von diesem Treiben machen. So feurig früher die Augen der Ungarn geglüht, jetzt erst schienen sie den wahren Glanz erhalten zu haben. Die Frauen trugen keine andern Farben mehr, als grün, roth und weiß, und die

Männer schienen nichts mehr zu besitzen, als Uniformen und Waffen.

Der Siegestaumel wich aber wieder einer ernstern Zeit. Windischgrätz rückte in Pesth ein! Kossuth zog sich nach Debreczin zurück! Die Tricolore verschwand im Anzug der Frauen, die Uniformen bei den Männern, aber im Innern blieb Jeder dennoch ruhig der Ueberzeugung, daß die österreichischen Occupationstruppen nicht lange in Pesth sich pflegen würden.

Doch gab es auch natürlich noch immer viele österreichisch Gesinnte, das heißt Leute, die entweder selbst aus den Erzherzogthümern stammten, oder solche, die durch ihr persönliches Interesse mit der kaiserlichen Macht in Ungarn zusammenhingen.

Von diesen Leuten hatten sich mehrere zu österreichischen Emissairen, Spionen und geheimen Boten hergegeben. Sie trugen Depeschen hin und her, statteten Berichte ab, ja brachten sogar Ordres an Jellachich und an die Truppen, welche die Grenze von Siebenbürgen besetzt hielten; denn auf dem gewöhnlichen militairischen Wege war alle Communication im durchaus feindlich gesinnten Lande unmöglich geworden; alle einzelnen Ordonnanzen wurden von den ungarischen Bauern weggefangen. So blieb denn den Kaiserlichen nichts übrig, als willige Privatpersonen zu ihren Zwecken zu ver-

wenden, die unter dem Scheine von Landkrämern und dergleichen die Depeschen wohl verborgen, zu Wagen oder zu Pferde, an ihre Bestimmung zu bringen suchten. Plötzlich aber waren mehrere dieser Leute einige Meilen hinter Pesth spurlos verschwunden — nicht sie, nicht ihr Fuhrwerk, nicht ihre Pferde kamen wieder vor die Augen ihrer Angehörigen zu Pesth oder Ofen.

Das Militaircommando, in dessen Auftrag sie gereist, machte mit seinen Nachforschungen nach ihnen möglichst wenig Lärm, weil es fürchtete, durch solches Aufsehn vielleicht erst die Aufmerksamkeit des Feindes auf die wichtigen Papiere zu lenken, deren Träger die Verschwundenen waren, und von denen es doch nicht sicher war, ob sie in die Hände des Feindes gefallen.

Diese Papiere aber befanden sich immer einige Tage nach ihrer Absendung wohlbehalten in den Händen Kossuths in Debreczin und der aufmerksame Dictator wußte nicht geringen Vortheil aus diesen feindlichen Depeschen zu ziehen. Sie waren es, die ihm zuerst die Gewißheit der feindlichen Schwäche gaben. Sie kamen ihm immer im einfachen grauen Couvert mit dem Postzeichen Ketskemet zu; nicht die leiseste Andeutung befand sich dabei, wer dem Vaterlande diese wichtigen Dienste leiste.

Es befanden sich unter diesen Depeschen mehrere

eigenhändige Briefe des Commandirenden, und hätte Fürst Alfred die Genugthuung sehen können, mit welcher der Gouverneur von Ungarn diese ziemlich trostlosen und dennoch pompös klingenden Schilderungen las, deren Schluß regelmäßig die Bemerkung machte, daß, wenn nicht bald Verstärkung eintreffe, er sich nicht länger gegen die „Rebellen" halten könne — Windischgrätz würde dann noch schmerzlicher die „Concentrirungen" und „retrograden Bewegungen" des österreichischen Heeres empfunden haben.

Wilhelm Rose nahm keinen thätigen Antheil an der Politik. Diese Potitik hatte seine Krankenliste mit so viel Verwundeten und Leidenden vermehrt, daß seine körperlichen Kräfte seinen ärztlichen Anstrengungen zu erliegen drohten. Seine Theilnahme gehörte freilich den Siegen der Ungarn, denn Wilhelms feingeistige Natur konnte sich nur mit Ekel von der brutalen Hinterlist abwenden, welche er seit seinem Aufenthalt in Ungarn zu empörend von Seiten der kaiserlichen Regierung gegen das unglückliche Land hatte ausüben sehen.

Diese Theilnahme an der ungarischen Sache fand aber Wilhelm sich nicht bewogen, offen auszusprechen, weil ihn als Deutschen doch manche Bemerkung aus ungarischem Munde kränkte. Die Magyaren, deren Wunden er heilte, wußten ihm kein besseres Compli-

ment zu machen, als daß ihn sicher Niemand für einen Landsmann der Kaiserlichen halte. Daß er von „da draußen" gekommen, war doch etwas, das in ihren Augen der Sühne bedurfte!

Agnes hingegen schwärmte mit ganzer Seele für die ungarische Partei und die begeisterten Briefe Elisabeths fanden in ihren Antworten eben so feurigen Wiederschein.

Außerdem floß ihr Leben, trotz dem, daß sie sich auf dem ersten Kriegstheater der neueren Zeit befand, ziemlich in gewohntem Gleise hin. Die Sorge für ihre lieblichen Kinder verdrängte alle andern, die Freude an ihnen erhob sie über alles wirkliche Leid. Wilhelm hatte in der letzten Zeit, wenn auch kein aufmerksameres, doch ein weniger hofmeisterndes Benehmen gegen sie beobachtet, was aber nur daher kam, daß er gewöhnlich jetzt müder und ruhebedürftiger nach Hause kam wie früher.

Seine traurigen Ahnungen über Ungarns Schicksal schienen sich nicht erfüllen zu wollen. Die Oesterreicher zogen aus Pesth — Görgey stürmte Ofen — ja eine Zeit trat ein, wo Ungarn mit vollem Rechte die Fahne des unbestrittenen Sieges entfalten durfte.

Da rief Franz Joseph die Russen ins Land! Es war am 13. Juli 1849, als die Oesterreicher seit Ungarns

Erhebung zum zweiten Male in Pesth einzogen, diesmal geführt von dem Sieger von Brescia, von Haynau.

Agnes saß an diesem Tage wie ein Bild der tiefen Trauer zwischen ihren Kindern, die heute nichts durch ihre Scherze über den Schmerz der Mutter um das niedergetretene schöne Land, das ein besseres Schicksal verdient, vermochten.

Endlich kam Wilhelm nach Hause. Seine Frau war überrascht, als sie aufblickte und seine von Zorn entstellten Züge sah; so viel Sympathie für Ungarn hatte sie bei ihm nicht vermuthet.

Da sagte er mit dem Tone der Stimme, den sie nur allzugut kannte und der gewöhnlich der Vorbote eines Ausbruchs seines Zornes war: „Ich ersuche Dich, den Domestiken zu sagen, daß Du für Niemand zu Hause bist, hörst Du, für Niemand!“

„Ich bitte Dich, Wilhelm,“ sagte Agnes sich erhebend, „sage mir offen und ehrlich, welcher unangenehme Besuch mir droht.“

„Du brauchst das nicht zu wissen!“

„Wenn ich Dich aber bitte, Wilhelm“ —

„Nun wohl,“ sagte er in der höhnischen Art, die immer sein Zorn seiner Frau gegenüber annahm, „Dich kann es ja nur freuen. Dein ehemaliger Anbeter, der Erbprinz von Waldheim, ist eben an der Spitze seiner

Schwadron in Pesth eingeritten. Der besternte Weißrock hofft am Ende in meinem Hause dieselbe Rolle wie die österreichischen Horden im ganzen Lande zu spielen — ich aber, ich schieße ihn nieder wie einen tollen Hund," rief er aufflammend, „wenn ich ihn auf meiner Schwelle treffe!"

Agnes zitterte wie Espenlaub. Sie wagte keine Silbe zu erwiedern, weil sie fühlte, daß jedes Wort die Fassungslosigkeit ihres Gemahls vermehren mußte.

Erst am folgenden Morgen wagte sie es, ihn sanft zu fragen: „Wilhelm, hast Du denn gar kein Vertrauen zu mir, weil Du ein Verbot für nöthig hältst?

„Auf was spielst Du an?" fragte er mit gerunzelter Stirne.

„Auf Waldheim," entgegnete Agnes stockend.

„Ich habe so viel Vertrauen zu Dir, als man zu einer Frau haben kann; ich weiß, daß Du redlichen Willen hast."

„Und was habe ich nicht?"

„Was keine Frau hat: Vorsicht, Ausdauer, Energie, Zurückhaltung. Ihr könnt nur durch Aufopferung, Hingebung, Begeisternng, kurz in aufgeregtem Zustande den Versuchungen widerstehen. Aber bei einem Kampf, der sich täglich erneut, bei dem man außer dem

Muth auch der Geduld und der Beharrlichkeit bedarf, da wird jede Frau schwach — und erliegt."

„Und erliegt!" sagte Agnes mit einem leisen Anklang von Ironie, denn sie gedachte der täglichen Geduldsproben, die Wilhelm ihr auferlegte — und denen sie doch noch nicht erlegen war. Aber sie schwieg dennoch, denn ihr genügte, wenigstens zu wissen, daß sie unmittelbar seiner Eifersucht keine Nahrung gegeben, und beschloß wirklich Waldheim, um keinen Preis zu sehen, wenn er sich bei ihr zeigen sollte.

Wie staunten Beide, als der Bediente eintrat und ihnen den Grafen L., Ludmillens Gemahl, meldete. Agnes entfernte sich auf den Wunsch ihres Mannes.

Der Graf, obgleich sehr gealtert, trat dennoch mit der Miene des Gewalthabers ein und begrüßte Wilhelm ziemlich wenig ceremoniös.

„Mein Besuch gilt eigentlich Ihrer Frau Gemahlin, ich wollte ihr danken, daß sie in jener Zeit der Anarchie meiner Gemahlin eine Zuflucht bei sich gewährt."

„Meine Frau wird es sehr bedauern," sagte kalt Wilhelm, „sie ist aber verhindert."

Nachdem der Graf sich der Länge nach auf einen Sessel geworfen, sagte er leichthin: „Haben Sie doch die Freundlichkeit mir anzugeben, wohin die Gräfin von hieraus gereist ist. Es war in diesen Zeiten bei-

nahe unmöglich, in briefliche Verbindung zu treten. Meine Frau wußte nicht, wohin ich, ich nicht, wohin sie sich gewendet. Mein Schwager Albert, den ich vorhin gesprochen und der mit seinem Regimente aus den italienischen Kämpfen kommt, ist eben so besorgt um das Schicksal seiner Schwester wie ich. Sie können uns allein aus der Ungewißheit reißen, indem Sie uns auf die richtige Spur leiten. Wohin hat sich die Gräfin gewendet?"

Wilhelm konnte bei der Behauptung, daß der Prinz um das Schicksal Ludmillens nicht wisse, sich eines ironischen Lächelns nicht erwehren, denn Agnes hatte einen Brief Rosaliens erhalten, worin ihr diese das Zusammentreffen der Geschwister und Alberts heiliges Versprechen, Ludmillens Aufenthalt nie dem Grafen zu verrathen, gemeldet hatte. Wilhelm konnte natürlich nicht weniger thun, im Gegentheile, er that mehr, wenn ihn dazu auch wohl mehr sein eigner Stolz als die Theilnahme für Ludmille trieb.

„Ueber den Aufenthalt der Frau Gräfin kann ich Ihnen durchaus keinen Nachweis geben."

„Sie haben ihr doch sicher den Paß besorgt" —

„Auch das nicht."

„Sie leugnen" —

„Herr Graf! Obgleich ich Ihrer Frau Gemahlin keinen Paß besorgt, weiß ich dennoch — und nur ich allein weiß es, wohin sie sich gewendet, aber Niemand erfährt es.“

„So, so,“ sagte der Graf mit kurzem, zornigem Lachen, „höchst erbaulich! Hat die Gräfin Ihnen verboten“ —

„Mir hat Niemand etwas zu verbieten, Herr Graf! Ich sage Ihnen nicht, wohin Ihre Gemahlin ging, weil es mir so beliebt.“

Der Graf stand auf und verließ ohne Gruß das Zimmer. Wilhelm aber ging in das seinige, um seine Papiere zu ordnen, denn ihm ahnte doch, daß er nicht umsonst in der unterworfenen Hauptstadt den österreichischen Grafen beleidigt haben könne.

Am folgenden Tage sah Agnes den ältesten Sohn des treuen Mischka auf triefendem Rosse in den Hof sprengen. Das Herz schlug ihr aus Angst um Elisabeth, die sie in der letzten Zeit nicht gesehn und die noch immer trotz aller Unsicherheit draußen auf dem Castell weilte.

Der kleine Mischka brachte wirklich traurige Nachricht. Elisabeth war von einem Reitertrupp gefangen genommen und mitgeschleppt worden. Als schon die Soldaten ins Haus drangen, hatte sie ihm noch zuge-

flüstert: „In dem Ofen im Saal liegt ein Brief an die Doctorin, den besorge schnell.“ Dann hatte sie die Soldaten gefragt, wer ihr Rittmeister sei, diese aber hatten nur mit Hohngelächter geantwortet, indem sie das Fräulein mit rohen Fäusten weggerissen.

„Den Brief, den Brief!“ rief Agnes.

Der Junge zog ein zerknittertes Papier aus der Brust, es war ein angefangener Brief mit dem Datum des vorigen Tages.

„Meine theure Freundin!

Alles ist verloren — und ich möchte gerne zu Ihnen flüchten, wage aber nicht Ihr Haus zu betreten, um nicht Ihren Mann und Sie in mein Verhängniß hineinzuziehen. Wenn die Schergen erfahren, daß ich das Castell in den letzten Wochen nicht verlassen und Sie nicht hier gewesen sind, wird man an Ihre Unschuld glauben. Ich that, was ich nicht lassen konnte, und bin bereit, dafür einzustehen.

Ein entsetzliches Unglück habe ich aber heute erfahren! Meine edle Freundin, Frau von Horvath ist nicht mehr. Sie hat den Tod für's Vaterland erlitten. Schon seit vierzehn Tagen vermißten wir sie und ahnten das Schlimmste. Sie werden kaum glauben, was ich Ihnen von dem Heldenmuthe dieser Frau zu berichten habe. Sie werden gehört haben, daß seit dem Anfange des

Krieges Boten, Spione und Ordonnanzen des Feindes in unserer Gegend spurlos verschwanden und dann die Depeschen an Kossuth nach Debreczin gesandt wurden. Man vermuthete, daß Mehrere sich zu diesem patriotischen Zwecke vereinigt. Diese Thaten wurden aber nur durch eine Hand ausgeführt, und diese Hand war die Hand einer Frau!

Als Frau von Horvath ihren dritten Sohn zum Heere entlassen, sagte sie zu mir: „Jetzt ist es an uns, zu handeln, Elisabeth." Ich verlangte nichts Besseres. Sie theilte mir nun ihren Plan mit. Sie hatte in Pesth patriotische Späher, die ihr jedes Mal den Abgang eines Boten mit wichtigen Depeschen für den Süden meldeten. In Männerkleidung, bis an die Zähne bewaffnet und gut beritten, lauerte ihnen die heldenmüthige Frau auf — achtzehn wichtige Depeschen hat Kossuth durch ihre Hand empfangen — und die unglücklichen Träger, die zum Theile verwundet wurden, zum Theil aber auch sich gutwillig ergaben, diese Träger verbarg sie in den Kellern ihrer Pusta, und ich allein besaß das Geheimniß ihrer Gegenwart, denn mein war die Sorge für ihre Pflege und ihre Nahrung.

Frau von Horvath aber wollte vor mehreren Wochen, als es eigentlich schon unmöglich war, ihre kriegerische Thätigkeit von Neuem beginnen, indem sie einzelne

militairische Ordonnanzen anzugreifen beschloß. Vor vierzehn Tagen ritt sie aus in der Nacht — und gestern erst erfuhr ich, daß sie erschossen, beerdigt, aber nicht erkannt sei!

Letzteres wird noch nachträglich geschehen und dann komme ich an die Reihe, die schwarzgelbe Fahne flattert ja wieder in Pesth!

Ihnen schreibe ich nur um der Gefangenen willen; eilen Sie schnell hieher, damit diese Menschen nicht in den Kellern der Pusta verschmachten."

Agnes befahl sogleich anzuspannen, Wilhelm war nicht zu Hause, warten konnte sie aber nicht, sie nahm ihre beiden Kinder zu sich in den Wagen, denn ihr starkes Mutterherz fühlte sie am sichersten bei sich, und flog auf dem Wege nach der Pusta der Frau v. Horvath fort.

Das ganze Haus war voll Soldaten; einen Unteroffizier, einen älteren Mann, den sie an der Thüre stehen sah, fragte sie nach Elisabeth. „Nach Ketskemet zum Regimentsstab!" Dann sagte sie dem Manne von mehreren Gefangenen in den Kellern des Hauses — Elisabeth hatte aber bereits vor ihrem Wegführen das Geheimniß enthüllt, und die Leute waren schon in Freiheit; es blieb nun Agnes nichts Anderes übrig, als nach Ketskemet zu fahren, um dort für ihre Freundin zu versuchen, was sich thun ließ. Die Kinder schliefen fest

im Wagen, sie setzte sich wieder zu ihnen und als sie schon dem Kutscher zugerufen: „Nach Ketskemet!" und die Pferde schon anzogen, fiel es ihr erst ein, nach dem Namen des Rittmeisters zu fragen, zu dessen Schwadron die Soldaten gehört, die Elisabeth weggeschleppt; ihr Herz stockte, als sie rufen hörte: „Seine Durchlaucht der Prinz Albert von Waldheim!"

Siebentes Kapitel.

Der Prinz Albert von Waldheim! Vor ihn sollte sie sich führen lassen? Unmöglich! Und Wilhelms Verbot! Unmöglich! Dreifach unmöglich, seitdem sie von Rosalien erfahren, wie ernst doch seine Neigung für sie gewesen — daß es kein Spiel gewesen — daß er seiner Liebe seine Vorurtheile opfern wollen und nur an dem unbeugsamen Sinn seines Vaters gescheitert sei. Und dennoch rollte ihr Wagen fort auf der Straße nach Ketskemet, denn es fehlte ihr an Muth, Elisabeth hülflos zu verlassen! Gerade daß Albert die Schwadron commandirte, in deren Macht sich ihre Freundin befand, bot die sicherste Garantie ihrer Rettung, wenn sie es unternahm, diese Rettung zu bewerkstelligen. Es galt ein Menschenleben, und sie durfte nicht aus Rücksichten hier zaudern!

Ueberdem — trat sie denn nicht vor Albert mit ihren beiden Kindern, nahm nicht deren Begleitung ihrem Kommen zu ihm jede falsche Deutung? Und Wilhelm, konnte er sie schelten, wenn er vernahm, daß Elisabeths Leben, die er selbst so hoch unter den Frauen stellte, auf dem Spiele gewesen?

Je weiter sie ihr Wagen trug, desto mehr verschwand jedes Bedenken der sonst so ängstlichen Frau, und bald hatte sie nur noch eine Sorge, die Sorge rechtzeitig einzutreffen; die Pferde ermatteten, sie mußte unterwegs mehrere Mal in elenden ausgeplünderten Kneipen halbe Tage liegen bleiben — sie hatte nur einen Trost, die Kinder blieben wohl und munter, trotz dem, daß sie für ihre Nahrung nichts vorfand, als Obst und etwas Brod, was sie eben von Pesth für sie mitgenommen.

Unter hunderterlei Ungemach erreichte sie am Abend des vierten Tages erst Ketskemet, eine Strecke, die man sonst mit Leichtigkeit an einem Tage zurücklegt. Gleich am Thore fragte ihr Kutscher nach dem Quartier des Rittmeisters Prinzen Waldheim. Ein Mann von der am Thore postirten Wache ging mit dem Wagen und führte ihn vor eines der bestaussehenden Häuser des Jahrmarktstädtchens.

Als Agnes eine Ordonnanz nach dem Prinzen

fragte, zuckte der Mann die Achseln. „Der Herr Rittmeister sind tödtlich verwundet — die Aerzte sind eben wieder bei ihm" —

„Wo ist er denn im Gefecht gewesen?" fragte erschrocken Agnes.

Der Mann anwortete wieder durch ein unverständliches Zeichen — setzte dann aber doch gutmüthig hinzu: — „Wenn Sie mir Ihren Namen aufgeben wollen, will ich's dem Regimentsdoctor sagen." —

„Rufen Sie mir lieber den Doctor." —

Auch dazu war der Unterofficier bereit. Agnes stieg nun mit den beiden Kindern aus, und jedes an einer Hand haltend trat sie ins Haus. Auf der Flur kam ihr schon der Doctor entgegen, ein ältlicher, gutmüthig aussehender Mann.

„Sie wollen zu Sr. Durchlaucht, gnädige Frau?" fragte er höflich.

„Was ist mit ihm? Ich bin eine — alte Bekannte des Prinzen und muß ihn dringend sprechen in einer Angelegenheit — es gilt ein Menschenleben!"

„Sprechen könnten Sie schon Sr. Durchlaucht — aber eine Gemüthsaffection könnte ihm tödtlich werden bei seinem heftigen Wundfieber," sagte bedächtig der Alte. —

„Ich werde ihn schonen," sagte rasch Agnes, indem

sie den Schleier herabließ, denn sie faßte nun den Plan, sich dem Prinzen nicht zu erkennen zu geben. Sie rechnete dabei auf sein Fieber, auf ein düsteres Krankenzimmer und auf die Veränderung, welche die Jahre in ihrem Aeußern bewerstelligt.

Der Arzt ging voraus, Agnes folgte mit den Kindern.

Auf einem blutigen Bette lag bleich mit halbgeschlossenen Augen Albert, halb angekleidet, mit Stiefeln und Sporen, um die Brust weiße, blutbefleckte Tücher geschlagen, die schönen blonden Locken zurückhängend, ein Bild des Todes.

Die Kinder schmiegten sich bei seinem Anblick zitternd an die Mutter, welche die eignen Füße kaum zu tragen vermochten — dies Bild ging über die Kräfte der Armen!

„Durchlaucht," sagte leise der Arzt.

Albert schlug mit Anstrengung die Augen auf, die eine Secunde auf der verschleierten Frau an der Thüre haften blieben; dann machte er dem Arzt ein Zeichen, daß er reden solle.

Agnes flüsterte ihm zu, so leise, daß ihre Stimme nicht zu Albert dringen konnte: — „Sagen Sie dem Prinzen, die Schwester des Fräuleins von Serenyi, die ein Theil seiner Leute vor vier Tagen als Gefan-

gene hieher gebracht, komme, um sich für sie zu verwenden."

Als Agnes den Namen Serenyi nannte, erschrak der Doctor sichtlich, dann sagte er schüchtern zum Prinzen:

„Vergebung, Durchlaucht, daß ich die Dame heraufgebracht, aber Sie selbst hatten befohlen, keinen Bittenden zurückzuweisen, um ähnliche Mißbräuche, wie den gestrigen, zu verhüten."

„Gut, gut," sagte Albert mit mühevoller, klangloser Stimme, „wer ist sie?"

„Die Schwester der — Unglücklichen!"

Ein unaussprechlich schmerzliches Lächeln zog über Alberts Gesicht, dann wandte er die Augen auf Agnes und sagte mit großer Anstrengung: „Gehen Sie hinein" — er wies auf das offenstehende Nebenzimmer — „und lassen Sie sich Alles vom Doctor erzählen. Zürnen Sie mir nicht, ich habe gethan, was ich konnte, retten konnte ich sie nicht mehr, ich habe sie gerächt um den Preis meines Lebens; man kann uns zusammen begraben!"

Das war zu viel für die arme Agnes. Mit einem leisen Schrei sank sie in die Kniee zwischen ihre Kinder, sie war nicht bewußtlos, aber jede Kraft, jede Bewegungsfähigkeit hatte ihren Körper verlassen. Sie

hörte, wie Albert dem Doctor zurief: „Den Schleier zurück, den Schleier zurück!“ und dann, als der Arzt ihm gehorchte, ohne daß sie's hindern konnte, wie Albert mit einer Stimme, die den alten vollen Klang wieder hatte, „Agnes! Agnes!“ rief.

Die Kinder warfen sich lautweinend auf die todtenähnliche Mutter; der Arzt brachte sie, als sie sich wieder zu erholen anfing, in das Nebenzimmer, die Kinder liefen schreiend neben her, und der geängstigte Mann schloß rasch die Thüre des Krankenzimmers. Drinnen aber ertönte schon heftig eine Klingel in der Hand des Verwundeten. Der Doctor ließ Agnes rasch auf einen Stuhl nieder und eilte dann hinein.

Albert saß halb aufgerichtet im Bette. „Um Gotteswillen, Doctor, sorgen Sie für sie auf's Beste — geben Sie ihr stärkende Mittel, entfernen Sie die schreienden Kinder von ihr und fragen Sie sie, was sie will — o Gott, daß ich es ihr gewähren könnte. Die Serenyi war nicht ihre Schwester, sie hat keine Schwester, fragen Sie, aber schnell, schnell!“

„Ruhe,“ rief der Arzt, „um Gotteswillen, Ruhe! Sie tödten sich! Ich will Alles auf's Beste besorgen und Ihnen sogleich Alles melden, aber halten Sie sich ruhig oder Sie leben keine Stunde mehr!“

Mit einem unaussprechlich schmerzlichen Seufzer

legte sich Albert zurück, schloß die Augen und preßte fest die vom Schmerz verzogenen Lippen zusammen.

Der Doctor ging zurück zu Agnes, die sich unterdessen wieder ermannt und die weinenden Kinder beruhigt hatte.

„Der Prinz wünscht zu wissen, womit er Ihnen dienen kann, da er behauptet, sicher zu sein, daß Fräulein von Serenyi nicht Ihre Schwester gewesen.“

„Und dennoch bin ich nur um ihretwillen hier — sie war meine Schwester, wenn auch nicht dem Blute nach — sie war meine einzige Freundin! Aus Barmherzigkeit theilen Sie mir ihr Schicksal mit!“

„Erst will ich den Prinzen beruhigen.“ Und nachdem er in kurzer Frist zurückgekehrt, theilte er Agnes Folgendes über die unglückliche Elisabeth mit.

Als eine Patrouille den vermeintlichen ungarischen Bauer erschossen und nachher bei ihm die Depesche gefunden, die er einer Ordonnanz abgekämpft, sowie entdeckt, daß die Leiche die einer alten Frau war, hatte man sie beerdigt und weiter kein Aufheben von der Sache gemacht, weil man sich wahrscheinlich schämte, daß einer der Feinde, denen man so lange nachgeforscht, ein altes Weib gewesen; daß alle diese Feinde in der Person dieser Alten vereinigt gewesen, ahnte Niemand, und von den Soldaten kannte keiner Frau von Horvath.

Als aber ihre Mägde — denn ihre Knechte hatte sie längst zu Kriegern des Vaterlandes ausgerüstet — sich überall nach ihr erkundigten, wurde man aufmerksam und kam auf die Spur. Das Commando in Ketskemet erfuhr von der Sache und fertigte nun den Befehl aus, alle Angehörigen der alten Dame zu arretiren, nach Ketskemet zu bringen und die Pusta zu durchsuchen und zu besetzen.

Ein Unterlieutenant von Waldheims Schwadron, ein Baron Koffka, wurde mit dieser Expedition während des Prinzen Abwesenheit betraut; dieser würde es nicht verabsäumt haben, dem rohen Böhmen noch besondere Befehle einzuschärfen, da er dessen Brutalität kannte und schon oft gerügt hatte.

Koffka fand nur Elisabeth auf der Pusta und sie schleppte er mit sich. Es ist gesagt worden, daß sie vor ihrem Weggehn dem Officier den Aufenthalt der Gefangnen anzeigte; sie that das aus Menschlichkeit, damit die Armen ohne ihre Pflege, da sie allein um sie wußte, nicht verhungern sollten. Diese gute Handlung sollte sie schwer büßen. Auf der ersten Station wurde sie vom Pferde losgebunden und vor den Officier geführt und von ihm ausgefragt. Als sie nun mit einer gewissen Genugthuung dem übermüthigen Unterlieutenant die Heldenthaten der alten Ungarin berichtet

und er erfahren, daß sie sogar mehrere Militairs verwundet und entwaffnet, gerieth er in kindische Wuth.

„Daß Du der alten Megäre bei solch niederträchtigen Handlungen geholfen, soll Dir vergolten werden. Gott sei Dank, daß Du noch lebst!“ brüllte der Böhme.

Elisabeth aber sagte mit stolzem Lächeln: „Ich bin bereit, einzustehen mit meinem Leben, habe aber leider weiter nichts gethan, als die von Frau von Horvath Verwundeten verbunden und ihnen Speise und Trank gebracht — aber nebenbei war ich freilich ihr Kerkermeister! Dafür könnt Ihr mich tödten!“

„Tödten?“ lachte der Reiter. „Meinst Du, wir verschößen unser gutes Pulver an elende meuchlerische Weiber?“

„So knüpft mich an einen Baum, wenn das Kriegsgericht meinen Tod verlangt — vielleicht wird dieser Baum einst der Freiheitsbaum Ungarns.“

„Kriegsgericht?“ Meinst Du, ich lieferte Dich an das Commando in Ketskemet ab? Das wäre solch hochmüthiger Dirne gerade recht! Man erführe dann im ganzen Lande die impertinenten Phrasen, die sie ergrauten Kriegsmännern in den Bart geschleudert — so eine Ungarin stirbt gerne aus Eitelkeit.“

„Was wollt Ihr denn thun?“ fragte Elisabeth mit einer gewissen Beängstigung.

Der Lieutenant sagte nichts, sondern wies nur auf einen Tisch, wo eine Hetzpeitsche lag, dann sagte er höhnisch: „Das ist für Euresgleichen!"

Es war einen Augenblick, als wolle Elisabeth sich auf den Lieutenant stürzen und ihn erwürgen; dann aber schien ein Gedanke sie zu durchzucken und sie richtete sich hoch auf und wandte den Kopf zum Fenster hinaus. —

„Glaube ja nicht," sagte der Lieutenant höhnisch, „daß ich eigenmächtig handle, wir haben Ordre, rebellische Weiber nicht zu tödten, nicht lange einzusperren, sondern nach kurzem Proceß auf freiem Felde durchzuprügeln — es wird Dir in Deiner und der großen italienischen Nation bald nicht an Schicksalsgefährtinnen fehlen. Wenn Ihr dann frei seid, könnt Ihr Euch einen Orden stiften — den Peitschenorden, das klingt gut!"

Elisabeth antwortete nicht. Er ließ sie in eine dunkle Kammer bringen und zwei Mann Wache davor postiren, dann versammelte er einen Kriegsrath aus einigen Unterofficieren, und nachdem alle einstimmig auf den Antrag des Officiers auf Prügelstrafe erkannt, wurden vier Mann abgeschickt, um Elisabeth zu holen. Sie fanden sie in einem See von Blut am Boden liegend; sie war in der Agonie. Mit einem Federmesser, das sie in ihren handbreiten, dicken, braunen

Flechten verborgen, hatte sie sich die Pulsadern geöffnet.

Am Abend, als der Officier in Ketskemet eintraf, machte er dem Commando seine Meldung. Dann dem Rittmeister gegenüber schmückte er, um Waldheim zu necken, die Sache mit beinahe noch mehr Rohheit aus, als sie stattgefunden.

Albert war so empört, daß er seinem Lieutenant einen Schlag mit derselben Peitsche gab, womit Koffka Elisabeth bedroht und die ihm dieser höhnisch vorwies. Waldheim bot sogleich dem fassungslosen Lieutenant Satisfaction an. Am folgenden Morgen fand zwischen Beiden bei alleiniger Gegenwart des Arztes ein Pistolenduell statt; Koffka hatte den ersten Schuß und traf Albert in die Brust. Drei Chirurgen hatten vergebens nach der Kugel gesucht und sie hegten wenig Hoffnung, den Prinzen zu retten.

Das war, was der Arzt Agnes mittheilte; man kann denken, unter welchen Empfindungen ihm die arme Frau bis zu Ende zuhörte.

Alberts Klingel ertönte wieder, er verlangte Agnes zu sehen; sie ging zu ihm und ließ die beiden Kinder zurück, die während der schaudervollen Mittheilung des Doctors an den Knieen der Mutter liegend eingeschlummert waren.

Albert streckte Agnes die Hand entgegen. „Tausend Dank, daß Sie kommen! Der Himmel ist doch unendlich viel gütiger gegen mich, als ich es verdiene. Nach einem Leben voll Thorheiten und Fehler schickt er Sie, um mir die Augen zu schließen — ich bin kaum dreißig Jahre alt, aber ich freue mich auf den Tod."

Agnes schüttelte mit dem Kopfe, sie fürchtete ihre hervorbrechenden Thränen, wenn sie reden würde.

„Schütteln Sie mit dem Kopfe, weil Sie nicht hierbleiben bei mir, oder weil Sie meinen nahen Tod bezweifeln?"

„Beides," brachte Agnes mühsam hervor.

„Nein, Beides wird eintreffen, wir wollen einen Contract machen, meinen letzten," setzte er lächelnd hinzu. „Wenn ich in acht Tagen nicht gestorben bin, dürfen Sie nach Pesth zu dem Doctor Rose zurück."

„Sie wissen?"

„Tante Rosalie hat mir Alles erzählt. Acht Tage bleiben Sie mit Ihren Kindern bei mir — möchte den Kleinen jedes Wort, was ich zu ihrer Mutter spreche, mit Flammenzügen in das Gedächtniß geprägt werden, sie würden nie sich einer Silbe erinnern, die einen Makel auf ihre Mutter würfe. Agnes, bleiben Sie bei mir und drücken Sie mir die Augen zu, ich thue Ihnen auch den letzten Gefallen und sterbe bald."

Agnes empfand eine Pein wie nie. Weil sie so gerne geblieben wäre, dünkte sie es Sünde, sie sagte weinend: „Ich kann nicht, ich darf nicht.“

„Dann noch einen Vorschlag. Schreiben Sie an Rose. Ich schicke einen Boten mit dem Briefe nach Pesth. Bis morgen Abend kann er zurück sein. Rose ist hart, aber nicht grausam; das hat er gegen meine Schwester, die doch an ihm gesündigt, bewiesen.“

„Er ist nicht hart,“ sagte Agnes unbedacht, „aber eifersüchtig!“

„Auf mich? Und ein so grenzenlos schmerzlich ironisches Lächeln, ein Lächeln, das so sichere Todesbotschaft trug, schwebte um Alberts Mund, daß Agnes ihm nicht widerstand und weinend sagte: „Mag Gott mir verzeihen, ich bleibe bis morgen Abend.“

Sie schrieb an Wilhelm, sie flehte, sie bat, sie theilte ihm in kurzen Worten die Ursache von Alberts Verwundung mit, aber als der Reiter mit dem Briefe fortjagte, hatte sie doch keine Hoffnung, daß ihr Gemahl ihr gestatten werde, länger als bis morgen Abend hier zu bleiben. Aber sie war nun ruhig, sie hatte gethan, was sie nicht lassen konnte, und schämte sich dessen nicht, weil sie sich nur der reinsten Theilnahme bewußt war.

Sie mußte beinahe immer an Alberts Bett sitzen, auch die Kinder blieben jetzt still im Zimmer und sahen

mitleidig den fremden blassen Mann an, der besonders dem kleinen Jungen, er glich Agnes, viel freundliche Worte spendete. Der Arzt verbot dem Prinzen das viele Sprechen, aber der sagte ruhig: „Wenn ich zu retten wäre, ließ ich mir Alles gefallen, so aber fühle ich den Tod so bestimmt mit jeder Stunde mir näher treten, daß er mir wenigstens jetzt schon ein Stückchen von der Freiheit gewähren soll, die wir Alle von ihm hoffen.“

Er sprach mit Agnes meistens von seiner Kindheit, von seiner Mutter, von seinem Aufenthalt in Venedig, einer Reise nach Florenz, Rom und Neapel, nie aber von der Zeit seines frühern Zusammenseins mit ihr.

Er bat sie, ihm von dem Ende ihres Vaters, von ihrem Leben in Pesth, von Elisabeth Serenyi, der unschuldigen Ursache seines Todes, an der er mit dem edelsten Feuer Theil nahm, aber nie bat er sie, von Wilhelm zu erzählen.

Er theilte ihr mit, daß er Rosalie und Ludmille nach Amerika eingeschifft, wohin sie dringend nach der Wiedereroberung Oberitaliens verlangt; dann erzählte er Agnes, daß in seiner Kindheit eine alte Zigeunerin nach Waldheim gekommen und ihm prophezeit, er möge sich hüten vor dem Lande, dessen Fahnen die Farben der Rose trügen, und wie er sich plötzlich dessen

erinnert, als ihm im vorigen Jahre die erste italienische grün roth und weiße Cocarde vor die Augen gekommen und er nun gemeint, in jedem Gefecht zu fallen; wie sich die Weissagung aber jetzt erst erfülle, in Ungarn, dessen nationale Rosenfarben freilich mit Trauerflor verhüllt seien.

„Ich sterbe," sagte er dann traurig, „um den Irrthum zu sühnen, daß man einem fremden Unterjochungssystem dienen dürfe. Wäre ich ein österreichischer Fürst gewesen, ich hätte vielleicht ruhig mein Schwert gegen diese Italiener und Ungarn geschliffen, denn sie waren die Feinde meines Vaterlandes. So aber verließ mich nie der Gedanke, was ich eigentlich mit diesen Italienern, diesen Ungarn zu schaffen habe, und welches Interesse am Siege über sie! Aber ich scheute mich aus falschem Ehrgeiz während des Krieges meinen Abschied zu fordern. Wehe Jedem, der eine eigne ungerechte Sache, aber dreimal Wehe dem, der eine fremde ungerechte unterstützen hilft!"

Wenn man die Lage dieser beiden Menschen ins Auge faßt, könnte man denken, diese zwei Tage seien ihnen trübe und peinvoll verflossen. Dem war aber nicht so — nie hatte weder Albert noch Agnes zwei so friedliche, schöne, stille Tage verlebt. Sie waren Beide wie im Traum! Albert hatte, als er Agnes als Mäd-

chen kannte, immer in Zweifel und Aufregung gelebt, und deshalb nie in seligem Genügen sich dem Gedanken an ihre geliebte Gegenwart hingeben können. Wir wollen nun nicht behaupten, daß er seit den vielen Jahren, wo er sie nicht mehr gesehen, kein anderes Weib geliebt; nein, so etwas behauptet Niemand von einem jungen, schönen, lebhaften Manne, der fortwährend in der großen Welt lebt — er hatte gewiß seitdem viele geliebt, aber jetzt, wo Agnes vor ihm saß, sie, die bleiche Mutter der beiden blühenden Kinder, die verheirathete Frau, die ernste, ruhige, zurückhaltende Freundin, jetzt kam es ihm vor, als habe er seitdem kein anderes Weib angesehen, und die selige Ueberzeugung, daß diese Einzige bis zu seinem Tode seinem Auge sich nicht entziehen werde, gab seiner Liebe die Ruhe des Besitzes, die sonst nur ein festes Band gewährt!

Sie hingegen hatte die Elasticität der ersten Jugend beim Anblick dieses Jugendgefährten wiedergefunden. Sie kam sich wieder wie ein junges Mädchen vor, der Ernst ihrer Ehe, die Schmerzen ihrer Mutterliebe lagen wie ein dunkler Traum weit hinter ihr. Albert, dessen einziger Fehler in ihren Augen sein Mangel an Ernst und tiefer männlicher Auffassung gewesen, war natürlich in seiner jetzigen melancholischen Lage wie das Ideal

ihrer ersten Jugend; dazu kam, daß er ihr wie ein geliebtes krankes Kind erschien, das sie pflegen und lieben müßte mit den beiden Kleinen, die an seinem Bette spielten. Sie war glücklich, ihm vorwurfsfrei seine letzten Stunden durch ihre Gegenwart versüßen zu können, sie fühlte, wie glücklich sie ihn mache, und das beglückte sie hinwiederum.

Trotz allem Abmahnen des Arztes erzählten sie sich Beide immer, Keines sprach laut, denn sympathetisch verstand Eins das Andere leicht. So kam der Abend des zweiten Tages heran und mit der Dämmerung senkte sich auch eine Wolke auf Agnes' Herz.

Auch Albert wurde stiller, seine Schwäche hatte schon den ganzen Tag sich vermehrt und seines Arztes Angst, der ihm sehr anhänglich schien, vermehrte sich zugleich.

Achtes Kapitel.

Es war bereits ganz finster geworden, Agnes' Kinder hatten sich schon auf dem Sopha des zweiten Zimmers zur Ruhe begeben, sie selbst saß an ihres Freundes Bette und die Lampe erhellte kaum seine matten Augen, als draußen ein rascher Hufschlag sich vernehmen ließ. Die Beiden fuhren auf, Beide ahnten, was es sei.

„Lassen Sie mich hinausgehen," flehte Agnes, „ich möchte allein die Antwort entgegennehmen."

Albert winkte ihr mit der Hand zu gehen, und der Doctor, der eben eingetreten, nahm ihren Platz ein.

Draußen auf dem Gange traf sie schon den bestaubten Reiter. Den Brief, den er übergab, hielt sie ans Licht, das düster an der Wand brannte. Was

war das, es war ihr eigner Brief, den sie gestern abgeschickt!

„Der Doctor Rose war nirgends zu finden," berichtete der Bote. „Seit sechs Tagen ist er nicht nach Hause zurückgekehrt, sagten mir seine Leute, aber sie vermutheten, daß er arretirt sei; sein Kutscher meinte, ihn in einem geschlossenen Wagen zwischen zwei Soldaten nach dem Neugebäude haben fahren zu sehen."

Agnes mußte sich an die Wand lehnen, um nicht umzusinken. Während sie hier in ungestörter Ruhe bei dem Freunde weilte, erschoß man vielleicht in Pesth ihren Gatten, den Vater ihrer Kinder!

Der Doctor kam, sie zu Albert zu rufen, der vor Ungeduld verging:

Sie theilte dem Arzt mit wenigen Worten mit, was sie vom Boten erfahren. „Das dürfen Sie dem Prinzen nicht sagen — das könnte ihm augenblicklich den Tod geben," sagte er ängstlich.

„Ich will es ihm auch nicht sagen, ich will ihm nur sagen, mein Gemahl rufe mich zurück."

Der Arzt ergriff ihre Hand. „Meine liebe gnädige Frau! Sein sie barmherzig gegen den armen Prinzen, Gott wird es Ihnen an Ihrem Gemahl vergelten — Waldheim hat vielleicht nur noch ein paar Stunden zu

leben, lassen Sie dies schöne junge Leben harmonisch entschwinden! halten Sie hier aus!"

Agnes rang die Hände. „Ich kann nicht, ich kann nicht! Meine Pflicht ruft mich nach Pesth, ach — auch mein Herz, denn jetzt, wo mein Mann mir vielleicht entrissen wird, fühle ich, daß alles Andre bei diesem Gedanken in den Hintergrund tritt — ihn muß ich zu retten versuchen — denn selbst, wenn ich hier bleiben wollte, hier kann ich Niemand mehr retten, Sie gestehen selbst, daß Alles verloren ist!"

„Und was können Sie in Pesth?"

Agnes richtete sich hoch auf und sah den Doctor mit ihren großen Augen verwundert an. „Was ich in Pesth kann? Meinen Mann retten. Glauben Sie, ich könne begreifen, daß man, so lange man Leben in den Adern fühlt, einen geliebten Gatten unschuldig zum Tode führen lasse? Glauben Sie, ich halte meines Gatten Recht nicht für höher als die Willkühr dieses Haynau? Glauben Sie, ich zweifle einen Augenblick, daß ich diesem Ungeheuer gegenüber siegen werde? Wenn mein Mann bei meiner Ankunft in Pesth noch am Leben ist, dann ist er auch gerettet!"

Der Doctor schüttelte den Kopf. „Und dennoch, gnädige Frau, beschwöre ich Sie, bleiben Sie hier nur

bis zum nächsten Morgen, der Prinz überlebt die Nacht nicht."

Agnes ging kalt an ihm vorüber nach Alberts Zimmer. Die Größe ihres Unglücks hatte ihr alle Fassung zurückgegeben, sie war entschlossen, von dem Verwundeten Abschied zu nehmen. Als sie aber das Zimmer betrat, blieb sie erschrocken auf der Schwelle stehen — Albert hatte sich weit vorgebeugt, seine beiden Hände ihr entgegenstreckend, und sein Gesicht war jetzt das Gesicht eines Sterbenden.

Vielleicht hatte die Angst bei ihrem langen Gespräche mit dem Arzt seine letzten Stunden beschleunigt — wer konnte das wissen? aber jetzt sah selbst Agnes, daß sie hier nicht lange mehr zu verweilen habe — auch wenn sie ausharre bis zuletzt!

„O Agnes — Sie wollen gehen?"

„Nein, nein, ich bleibe!"

„Und lassen mich so lange in der Höllenqual!"

„Ich bin besorgt, weil Wilhelm mir nicht geschrieben — der Bote brachte nur eine mündliche Antwort!"

„Was liegt daran, wenn Sie nur bleiben dürfen! Gott sei gedankt," rief er dem eintretenden Doctor entgegen, „sie bleibt!"

Ja, sie blieb, sie blieb und kniete nieder am Bette

des Mannes, der ihr einst so werth, und betete, daß Gott sie erlösen möge aus dieser Qual, ohne in ihres Herzens Pein zu ahnen, daß sie durch dies Gebet nichts Anderes als Alberts Tod erflehte!

Er bat sie um ihre Hand, die sie ihm noch nie gegeben — sie that es — die seinige war schon eiskalt; so schlummerte er ein mit dem seligen Lächeln eines Kindes — in beiden kalten Händen ihre lebenswarme; ruhig, still und zufrieden, während das angstzerrissene Weib sich mit allen Qualen, die das Leben in eine Menschenbrust legen kann, vor seinem Bette wand.

„Er hat vollendet,“ sagte der Arzt leise; in diesem Augenblick schlug die Uhr Mitternacht, und Agnes schnellte empor wie von einem electrischen Schlage getroffen.

„Nun aus Barmherzigkeit einen Wagen, Doctor!“

„Ich habe das schon besorgt,“ antwortete er traurig, „seit einer Stunde hält er unten — Gott segne Sie, daß Sie barmherzig waren!“

Agnes warf noch einen Blick auf das Antlitz, das sie nie mehr sehen sollte, und das ihr doch einst, nach dem ihres Vaters, das liebste — gewesen, jenes Antlitz, das sie immer heiter und fröhlich gesehen, und

das ihr auch jetzt das Lächeln verdankte, mit dem man es in die dunkle Erde legen sollte!

„Lebe wohl," sagte sie leise, „Dir ist wohl, Gott gebe, daß ich einst auch so ruhig scheide."

Der Doctor half ihr die beiden schlafenden Kinder in den Wagen tragen, und fort, fort fuhr sie in die dunkle, lichtlose Nacht mit ihrem dunklen, lichtlosen Herzen; hätte sie nicht das Athmen der beiden süßen Kinder gefühlt, sie hätte auch vielleicht nicht Kraft gefunden, diese Nacht so zu ertragen.

Ueberall fand sie Vorspann, der Doctor hatte für Alles gesorgt — und als sie endlich in Pesth einfuhr und die vielen weißröckigen Soldaten gewahrte, meinte sie in jedem von ihnen denjenigen zu erblicken, der das Todesblei in das Herz ihres Gatten gesendet!

Sie fuhr nach dem Neugebäude. Der wachthabende Officier gestand auf ihre Fragen, daß Wilhelm sich da befinde — und lebend da befinde. Dann eilte sie nach Hause und, nachdem sie die Kinder ihren Leuten übergeben, zu Haynau.

Der Feldzeugmeister war verreist und zwar nach Klagenfurt, um das Geburtsfest seiner Gemahlin dort zu feiern!

Also wieder nach dem Neugebäude. Man ließ sie

nur vor den Commandanten, als sie angab, wichtige Nachricht aus Ketskemet zu bringen.

„Was bringen Sie? fragte sie der Officier bei ihrem Eintritt nicht besonders höflich.

„Ich habe keine Nachrichten — ich gebrauchte nur den Vorwand, um Sie zu sprechen. Ich bin die Gattin des Doctor Rose, den man im Anfang dieser Woche hieher gebracht hat; ich komme eben von einer Reise und erfahre erst jetzt die Verhaftung meines Mannes. Mein Gatte kann nur durch ein Mißverständniß hier sein, er hat sich nie in Politik gemischt und nur seinem Berufe gelebt.“

„Geht mich nichts an!“

„Ist er schon verurtheilt?“

„So viel ich weiß, nicht, seine Sache wird erst nächste Woche vor's Kriegsgericht kommen, die Herren haben zu viel zu thun.

„Herr Obrist — mein Mann ist unschuldig an jeder politischen Bewegung; ich gehe jetzt zu Haynau und bringe Ihnen, sobald es menschenmöglich ist, meines Gatten Freilassung, meines Gatten, der Hunderten von österreichischen Soldaten ihre Wunden verbunden und geheilt hat und jetzt zum Lohne dafür von ihnen erschossen werden soll! Ich mache Sie verantwortlich für sein Leben bis dahin!“

Sie wandte sich und ging, und zwar nicht ohne dem alten unhöflichen Soldaten eine gewisse Scheu eingeflößt zu haben.

Als sie nach Hause kam, fand sie die drei Fräulein von Horvath. Während der Unruhen von ihrer Mutter in die Stadt geschickt, weil sie wegen ihrer Aengstlichkeit für die Pläne der kühnen Frau nicht zu brauchen waren, kamen sie jetzt, um Agnes den Tod der Mutter anzuzeigen.

Die drei armen Mädchen waren ihr sehr willkommen, ihnen konnte sie sicher die Kinder bis zu ihrer Rückkehr auvertrauen, und sie bat sie deshalb, so lange in ihr Haus zu ziehen, was sie ihr denn auch gerne zusagten, dann stieg sie in den Wagen, der sie nach Klagenfurt bringen sollte.

Welche Reise war das, und als sie ankam, welche Marter, nach dem Hause des Mannes zu gehen, den sie vor Allen haßte!

Sie ließ sich bei Frau von Haynau melden; man führte sie in ein freundliches, elegantes Zimmer, und das erste Gesicht, das sie sah, war die Physiognomie des alten Tigers, der nur zu sehr der Familie glich, von der er abstammte und die die verhaßteste auf deutschen Fürstenthronen ist.

Sie war gekommen, um zu bitten, beim Anblick des alten Mannes überkam sie aber ein so furchtbarer Groll, daß ihre lebhafte Seele alles Andere vergaß. Sie ging rasch auf ihn zu.

„Ich komme, Herr Baron, um zu fragen, weshalb mein Mann, der Arzt Rose in Pesth, seit acht Tagen im Neugebäude schmachtet?"

„Kann mich eben des Namens nicht entsinnen," sagte sanft der Feldzeugmeister, „wird aber wohl seine Ursachen haben — ich bin hier, um mit meiner Familie ein Fest zu begehen, in Pesth stehe ich aber allen Fragen zu Diensten."

„Auch hier, Herr Baron, auch hier müssen Sie das. Glauben Sie, es gebe einen Ort der Welt, wo Sie gesichert seien?"

Der Feldzeugmeister faltete fromm die Hände, ohne Antwort zu geben.

„Wissen Sie, woher ich komme, Herr Baron? Von Ketskemet, wo einer Ihrer Officiere meine Freundin zur Prügelstrafe verurtheilte, ein Schimpf, dem sie durch Selbstmord zuvorkam. Der Tod einer Ungarin wird Sie wenig kümmern, aber daß einer Ihrer besten Officiere darüber ums Leben kam, wird Ihnen nicht gleichgültig sein."

Der Feldzeugmeister sah sie fragend an. „Fürst Waldheim, empört über diese Unmenschlichkeit, hat sich mit dem Officier geschossen, der jene Schandthat befohlen. Fürst Waldheim ist kein Oesterreicher — freilich," unterbrach sie sich, „Sie sind auch kein Oesterreicher."

„Nun, und Fürst Waldheim?"

„Fürst Waldheim ist an der Wunde gestorben; als er todt war, ging ich nach Pesth in mein Haus zurück und finde dort Alles in Zerstörung. Mein Mann, ein Arzt, der nur seinem Berufe gelebt, von allen verwundeten Oesterreichern gesegnet und verehrt, ist auf Befehl Euer Excellenz ins Neugebäude geschleppt — wahrscheinlich auf Angabe des elenden Grafen L., dessen Gemahlin er das Leben gerettet, den er selbst aber beleidigt — weil er ihn verachtet!"

Haynau hatte der zornglühenden Frau mit der größten Aufmerksamkeit zugehört; als sie erschöpft inne hielt, ließ er sich in einen Sessel sinken, und indem die Thränen stromweis über seine hagern Wangen flossen, rief er jammernd in Einem fort: „Was für Geschichten muß ich da hören, was für Geschichten!"

Agnes glaubte zu träumen — diese Schwäche hatte sie hier nicht erwartet — aber ihr Mitleid wurde wahrhaftig nicht davon angeregt!

Der Feldzeugmeister fuhr schluchzend fort: „Wie man meinen Namen mißbraucht! Hier und überall — in Brescia haben sie alle Gefangenen niedergestochen, und ich hatte doch meinen Soldaten nur gesagt: Kinder, macht keine Gefangenen! Was sollen wir nachher mit den vielen Gefangenen anfangen! Jetzt habe ich auch nur befohlen, man soll keine Frauen erschießen und hängen, sondern sie nur leicht bestrafen, wie thörichte Kinder, die nicht gehorchen wollen, und nun prügelt man sie, und dafür verfolgt mich der Haß aller Menschen!"

Agnes wandte sich ab — war der Alte blödsinnig?

Nach einer Weile fragte sie: „Welche Antwort geben mir Euer Excellenz für meinen Gatten?"

„Kann keine geben," sagte händeringend der Alte, „kommt Alles auf die Herren vom Kriegsgericht an!"

Da trat Agnes dicht vor ihn und versetzte mit flammenden Augen und tiefer, gewaltiger Stimme: „So wie Sie eben sagen — Ich kann nicht, so möge auch der ewige Richter sprechen: Ich kann nicht, und sich von Ihnen abwenden, wenn Sie sich an seinem Throne winden! Diesen Fluch auf ihr Haupt, grauer, heuchlerischer Sünder!"

Sie wandte sich zum Gehen. „Bleiben Sie!" sagte der Commandirende erschrocken und leise, „bleiben

Sie, bis ich Ihnen einen Zettel für den Commandanten des Neugebäudes mitgegeben habe."

Er ging hinaus, Agnes warf sich auf die Kniee; nie ist ein inbrünstigeres Gebet zu Gott gedrungen!

Agnes erhielt in versiegeltem Couvert die Freilassung ihres Gatten und brauchte nicht einmal dem Feldzeugmeister zu danken, da er ihr durch einen Diener den Zettel zuschickte.

Wenige Wochen nach dieser Scene, und Agnes zog mit ihrem Gatten und ihren Kindern auf dem Wege nach der Heimath zurück. Aus dem armen unglücklichen Lande, dem ihres Herzens beste Theilnahme gehörte, nahm sie einen reichen Schatz mit, auf den sie nicht gehofft und der ihr das Glück ihres Lebens sichert. Was sechsjährige Treue, Liebe, Hingebung und Duldung nicht vermocht, vollbrachte eine kühne That — sie gewann ihr dasjenige, dessen Mangel ihr Unglück gewesen, die Achtung ihres Gatten!

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.